



Pikante und heitere
Blätter.

Er erscheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. S.



Vertraute Freundschaft.

Gräfin Ahlzen war eine sehr sanfte, ruhige, liebenswürdige und traurige Dame; sie kränkte sich wegen des Betragens ihres Gemahls, der sie in einer geradezu skandalösen Weise vernachlässigte und nie zuhause war. Allerdings war die Gräfin etwas schwierig in der Wahl ihrer Verbindungen, und

sie weigerte sich entschieden, die bevorzugten Freundinnen des Grafen kennen zu lernen, wenngleich dieser wiederholt versicherte, daß sie überall gern gesehen seien.

— Nur bei mir nicht! erwiderte dann stolz die Gräfin und wandte ihrem Gatten den Rücken zu. So lebte sie dahin,

tadellos, geachtet und sehr unglücklich. Ihre Freundinnen bewunderten zwar ihren moralischen Muth, hüteten sich aber, ihrem Beispiel nachzuahmen, und sie war oft höchlich verwundert, wenn sie bei Personen von tadellosem Rufe Frauen traf, die es nicht waren und von denen man hinter ihrem Rücken alles Böse sprach. So geschah es auch, daß eines Abends der Zufall oder die Absicht der Frau von Wiedenhold, einer ihrer besten Freundinnen, sie im Hause der Letzteren mit einer Frau v. Tuzing zusammenführte, welcher Graf Ahlzen ganz offen und mit dem glücklichsten Erfolge den Hof machte. Frau von Wiedenhold war schon eine betagte Dame und glaubte sich berechtigt, ihrer Freundin zu sagen: „Liebste, ich denke, es ist viel vernünftiger, daß Sie sie kennen lernen; die Sache sieht so besser aus, glauben Sie es mir.“

Gräfin Ahlzen brauchte eine kleine Weile, um den tiefen Sinn dieser Ansicht zu erfassen; doch gelang ihr Dies augenscheinlich; sie begriff die ganze Schönheit dieser Veranstaltung und als die Herrin des Hauses sie um die Erlaubniß bat, ihr die Frau von Tuzing vorstellen zu dürfen, lächelte sie in einer Weise, die man für eine durchaus natürliche nehmen konnte, lud die Tuzing zum Sitzen an ihrer Seite ein und hörte mit großer Huld die Complimente an, welche die Dame ihr sogleich machte. Gabriele von Tuzing war eine kluge, schöne Frau, süß wie Honig und falsch wie das Meer; sie verfolgte ihren Lebensweg ohne Schwäche und fand ihn oft rauh genug; doch sie gewann Tag für Tag mehr Raum und dachte nur an ihr Interesse. Sie hatte sehr bald herausgefunden, daß die Schönheit, vereint mit Geschicklichkeit und klugem Verzicht auf lästige Grundsätze, jedes Ziel zu erreichen vermag. Ueberdies hatte sie das Glück, einen dummen und vertrauensseligen Gatten zu besitzen; darum hatte sie beschlossen, in diesem großen Berlin Jemand zu werden und dies war ihr auch gelungen. Sie hütete sich, bloß den Männern gegenüber lebenswürdig zu sein; den Frauen gegenüber war sie einfach entzückend, und das ohne Unterschied, gleichviel ob sie alt oder jung, schön oder häßlich waren. So brachte sie es zuwege, daß sie überall willkommen, ja erwünscht war; sie vervielfältigte sich selbst, um Allen gefällig und dienstbereit zu sein; der Einen improvisirte sie prächtige Hüte, der Anderen sagte sie Schmeicheleien über ihre Kinder; sie war mit Allen eng befreundet bis zu dem Tage, da ein Bruch eintrat, dessen Ursachen nicht zu ergründen waren, den sie aber den Männern ihres Vertrauens erklärte, indem sie irgend eine Niederträchtigkeit über die Unglückliche ausheckte, die die Dreistigkeit hatte, ihr den Rücken zu kehren; sie fand denn auch immer eine neue intime Freundin, die sie vertheidigte und für sie eintrat. Es war doch nicht ihre Schuld, wenn die Männer ihrer Freundinnen ihr ergeben waren; sie rühmte diesen immerfort die Vorzüge ihrer Frauen und trachtete aller Welt das Leben angenehm zu machen.

Gräfin Ahlzen nahm also die schöne Frau von Tuzing ganz so auf, als ob sie niemals von ihr hätte reden gehört, und sie zeigte sich sehr erfreut, als die Tuzing ihr sagte, sie habe bereits das Vergnügen gehabt, „den Herrn Grafen“ kennen zu lernen. „Mein Mann und er haben gefunden, daß sie derselben Leidenschaft für die Lachsfißcherei huldigen und haben deshalb gemeinsam ein Fißchereirecht am Rhein gepachtet.“ Diese Erklärung ward vollkommen ausreichend dafür gefunden,

daß Graf Ahlzen überall anzutreffen war, wo die Tuzing erschien.

Gegen den Schluß der Abendunterhaltung vernahm die schöne Tuzing endlich aus dem Munde der Gräfin die heiß ersehnte Einladung. Man hatte ihr sie als sehr streng geschil- dert und sie hatte nicht gehofft, schon bei der ersten Gelegen- heit eine Einladung zu erhalten. „Ich hoffe, liebe Freundin, Sie bald bei mir wiederzusehen. Da Sie meinen Mann zu Ihren Freunden zählen, werden Sie sich ja unter Bekannten befinden.“

Frau v. Tuzing war entzückt, aber sie verrieth den Jubel ihres Herzens nicht; sie begnügte sich, einen raschen Blick mit dem Grafen Ahlzen auszutauschen.

*

Dieser war nicht wenig überrascht, als er sah, wie seine Frau eine offenkundige Zuneigung für die Tuzing faßte. Dies übertraf seine Wünsche, aber er rechtfertigte sich vor seinem Gewissen mit der Thatsache, daß er ja nichts dazu gethan hatte. Die Tuzing ward der Gräfin Ahlzen bald unentbehr- lich. Sie ritten zusammen nach dem Thiergarten, machten zu- sammen ihre Einkäufe unter den Linden; die Tuzing speiste bei ihrer neuen Freundin; sie war ihre Sklavin, schmeichelte ihr unablässig, las ihr vor, beendigte die von jener begonne- nen Handarbeiten, besorgte die Gänge, die der Gräfin zu lang- weilig waren. Zur Vergeltung hiesfür ward sie in Häuser ein- geführt, wo sie empfangen zu werden niemals gehofft hätte. Gräfin Ahlzen versicherte aller Orten, daß die „kleine Tuzing“ eine bezaubernde Person, und das Gerede über sie eitel Ver- leumdung sei. „Man spricht von ihren großen Ausgaben; allein sie ist geschickt wie eine Zauberin. Sie hat mir alle meine vorjährigen Hüte modernisirt und sie versteht zu rechnen wie keine Zweite.“ Unter diesem mächtigen Schutze ging es der Tuzing nach bestem Wunsche. Wohl war ihr Leben ein wenig ermüdend, weil die Gräfin sehr viel von ihrer Zeit in Anspruch nahm, doch hatte sie jetzt nur diese zu befriedigen. Der Graf hatte das Gute davon, daß er jetzt seine Geliebte öfter sehen konnte, ohne erst seine Frau verlassen zu müssen. Die Tuzing erhob ihre schönen, blauen Augen zum Himmel, wenn sie ihrem Manne von der schönen Eintracht erzählte, in welcher das gräßliche Ehepaar lebte und welche sie ihrem wohlthuernden, persönlichen Einflusse zuschrieb.

Graf Ahlzen begann jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, seine Frau kennen zu lernen. Er war erstaunt, sie so einfach, so angenehm zu finden; er bewunderte die Gutmü- thigkeit, mit welcher sie den Verkehr mit dieser Frau suchte und so einen für sie nachtheiligen Vergleich erleichterte; denn die Gräfin hatte zwar ein kluges, vornehmes Gesicht, aber es war mit demjenigen der schönen Gabriele nicht zu vergleichen; auch war sie um Vieles einfacher, wenngleich mit vollendetem Ge- schmack gekleidet. Und während der Graf Ahlzen immer mehr zur Erkenntniß gelangte, daß seine Frau einen ausgezeichneten Geschmack in allen Dingen befunde, war er bald ein Mann des häuslichen Lebens geworden. Sie war so wenig eifersüchtig und bekundete ihm und seiner Geliebten ein so rührendes Ver- trauen, welches sie nach Herzenslust gebrauchten und miß- brauchten! Allein der Graf empfand das ihm bisher unbe-

kannte Bedürfniß zu erfahren, womit seine Frau ihre Zeit zubringe; sie hatte sehr viele Freundinnen und es verstimmte ihn manchmal, wenn er sie so heiter, zufrieden, nicht im Geringsten unruhig sah. Wie? fragte er sich; — diese Frau hatte legitime Rechte auf ihn und schien sich nicht im Geringsten um seine Lebensführung zu kümmern? Die Tuzing war schlau und wußte, daß man den Männern gewisse Dinge in nie genug starken Dosen bieten könne, daß ihr Stolz unberechenbar sei und daß der einfältigste und häßlichste unter ihnen leicht dazu gelangt, sich für unwiderstehlich zu halten. Endlose Schmeicheleien von ihrer Seite hatten denn auch den Grafen in eine Stimmung versetzt, in der er die augenfällige Geringschätzung seiner Frau beleidigend fand. Manchmal versuchte er, das Wort an sie zu richten, im Theater einige Bemerkungen über das Stück mit ihr auszutauschen; aber sie hatte eine so seltsame Art, ihm über die Achseln hinweg zu antworten und den Arm eines Freundes zu nehmen, um das Theater zu verlassen, — eine Art, die ihn immer mehr erbitterte. Es war bei ihm einmal vorgekommen, daß er, seine schöne Gabriele führend und den sanften Druck ihrer Hand auf seinen Arm fühlend, sich umwandte um zu sehen, ob die Gräfin nachkäme; sie folgte ihnen immer in großer Ferne, und saßen sie einmal im Wagen, da sagte sie unabänderlich dieselben Worte: „Ich werde Dich bei Deinem Club absetzen, nicht wahr?“ Und hier angekommen verabschiedete sie sich mit einem trockenen „guten Abend“, ohne ihm auch nur die Hand zu reichen.

Manchmal versetzte sie ihn in ein rechtes Unbehagen, indem sie unaufhörlich von der Tuzing sprach. Es war wahrhaft ärgerlich, daß seine Frau gerade für die einzige Person eine enge Freundschaft gefaßt hatte, mit der er sie nicht gerne verbunden sah. Es war gewiß schicklicher und entsprach mehr den Sitten der Gesellschaft, daß seine Gemahlin die Tuzing empfangt; die Skandale sind so überflüssig und nützen Niemandem; aber es gibt eine Grenze und er konnte nicht begreifen, wie eine sonst so scharfsichtige Frau es das eine Mal so wenig war. Er fühlte sich stark versucht ihr zu sagen, daß die Tuzing zu oft zu ihr komme, und wenn er Letztere bei seiner Frau traf, schön, duftig, elegant, am Stuhlrahmen der Gräfin sitzend, bekam er schier Nervenzustände. Er sah jetzt die liebe Gabriele fast zu häufig, denn diese hielt genau darauf, die Höflichkeiten der Gräfin zu erwidern: Diner für Diner, Frühstück für Frühstück, eine Theaterloge für die andere. Diese Doppelpfänge wurden dem Grafen nachgerade zur Last.

*

So gelangte Graf Ahlzen dazu, philosophische Betrachtungen anzustellen. Er verglich die Ordnung und Bescheidenheit seiner Gattin mit dem schreienden Aufwande, welchen Gabriele trieb. Und er machte wieder die Wahrnehmung, daß die Gräfin trotz ihrer Mäßigung in Toilette und Schmuck in der Gesellschaft ihren Ehrenplatz hatte, wenn man ihr auch nicht jene Huldigungen darbrachte, auf welche Gabriele überall zählen konnte. Für Damen vom Schlage der Tuzing haben die anderen Frauen eine Art neidischer Neugier, die sich nicht in Feindseligkeiten, sondern in übertriebener Liebeshuld äußert. Sicherlich war Graf Ahlzen sehr empfänglich für die Auszeichnung, die darin lag, daß er an der Seite der Tuzing

die vielbenedete Stelle eines bevorzugten Günstlings einnehmen durfte; aber selbst wenn er, umgeben von einem Schwarme von Verehrern, seine schöne Freundin am Arme führte, selbst wenn er ihre prächtigen Schultern, ihren marmorfesten Busen, ihr reiches Haar (dessen Echtheit ihm wohlbekannt war) bewunderte, dachte er an seine Gemahlin und konnte er nicht umhin, nach der Seite zu blicken, wo sie saß; er bedauerte, daß er nicht das Recht hatte, an ihrer Seite zu sitzen und mit ihr zu plaudern, denn er fühlte, daß ihm Dies ein Vergnügen bereiten würde.

Es kam auch vor, daß der Graf bereute, sich bei seiner Frau nicht eine Thür offen gehalten zu haben. Ihr Gemach war ihm seit langer Zeit hermetisch verschlossen und er begriff, daß es ein lächerlicher Skandal wäre, wenn er gewaltsam in dasselbe eindringen wollte. Er sagte sich, daß er eine Dummheit begangen habe und daß er, ohne seine Handlungsfreiheit zu beschränken, klüger gethan hätte, von Zeit zu Zeit seine eheliche Zuneigung der Gattin wiederzubringen. Er erinnerte sich der Zeit, da sie ihn sehr liebte und sie glückliche Augenblicke zusammen verlebten. Gabriele war gewiß ein Wunder an Schönheit; allein nicht bloß die wunderbaren Frauen sind es, die den Mann entzücken. Kurz, er verliebte sich in seine Frau, ohne es zu merken.

Allein sie sah es wohl; nur hatte sie den Muth, es nicht merken zu lassen und nicht um eine Stunde jene Abwicklung zu beschleunigen, auf die sie hoffte und rechnete. Durch die Gewohnheit kühn gemacht legte die Tuzing die Zurückhaltung ab, deren sie sich in den ersten Monaten ihrer Intimität befließigt hatte. Sie erteilte dem Grafen in Gegenwart seiner Frau verschiedene Aufträge; auf Ja und Nein löste sie in ihrer Gegenwart ihre schönen Haare; sie fand es ganz natürlich, jene Stellung einzunehmen, die man im gräflich Ahlzen'schen Hause ihr einzunehmen gestattet hatte; ja, sie fand allmählig, daß es schier zu viel Huld von ihrer Seite sei, dem Grafen so viel Entgegenkommen zu zeigen, ihn unaufhörlich an ihrer Seite zu dulden. Die Gräfin sah in Alldem klar und verdoppelte ihre Zugeständnisse; sie gab ihre Ansichten preis, um diejenigen Gabriels anzunehmen, lud sie zu allen großen Dinern und Empfängen ein und trat völlig in den Hintergrund, um der Anderen Platz zu machen.

Graf Ahlzen ward immer mürrischer; schon hatte er einige sanftere Auseinandersetzungen mit Gabriele gehabt; aber diese war darob nicht im Mindesten besorgt, denn sie hielt sich des Grafen völlig sicher.

Endlich, eines schönen Morgens, als seine Gemahlin ihm den Plan eines von ihr vorbereiteten Musik-Abends entwickelte und ihm wiederholt erklärte, der Sänger K. werde mitwirken, „da Gabriele bestimmt versprochen habe, ihn für den Abend zu gewinnen“ — brach Ahlzen los.

— Kann denn bei uns gar nichts mehr ohne die Wohlmeinung dieser Tuzing geschehen? fragte er.

— Aber, mein Freund, ich glaubte Dir damit nur angenehm zu sein, erwiderte die Gräfin bleich und nur mit Mühe ihre Thränen zurückdrängend.

— Unangenehm . . . angenehm . . . Ich danke recht sehr. Die Tuzing treibt Mißbrauch mit ihrer Position; sie ist zu vordringlich; denn im Grunde gehört sie doch nicht zu unserem Kreise.

Die Gräfin erhob sich, schaute ihrem Gemahl fest ins Auge und fragte in sehr ernstem Tone:

— Ist es Dir lieber, blos bei ihr mit ihr zusammenzutreffen?

— Blos bei ihr? Aber nein, ich mag nichts von ihr wissen, ich bin ihrer satt und übersatt . . . Sie sitzt uns auf dem Halse in einer geradezu unerträglichen Weise! . . . Du wirst mir aber wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich daran unschuldig bin. Ich habe Deine Unschuld, Deine Güte bewundert.

Und indem er seine Frau in seine Arme schloß und ihren Kopf mit zärtlichen Küssen bedeckte, fügte er hinzu:

— Ich habe Dich in jeder Weise bewundert und ich finde Dich reizend, mein Weib, mein liebes, theures Weib! . . .

Die Tusing schimpft neuestens wieder viel über die Undankbarkeit der Welt. „Ich habe meinen Einfluß auf den Grafen dazu benützt, ihn seiner Frau näher zu bringen und zum Dank dafür verschleibt sie mir ihr Haus!“ klagt sie. Und Viele geben ihr Recht; aber die Gräfin weiß sich zu trösten . . .

Harmlose Ein- und Ausfälle

über das „ewig Weibliche“.

Gott hat Adam — habt wohl Acht:
Ganz und gar aus Staub gemacht.
Dann — es war grad halber acht —
Nahm ein Rippchen er ihm sacht,
Formt' die Eva — voller Pracht —
Adam hat dazu gelacht.
Und Das war sehr unbedacht!
Hätt' er's logisch überdacht,
Und geahnt manch' spät're Schlacht,
Wie's trotz heiliger Liebe Macht
Oftmals in der Ehe kracht — —
Und was Amor angefacht,
Watt nur glimmt im Herzensacht,
Bis die Liebe sich verflacht —
Hätt' er sich mit leichter Fracht
In der ersten dunklen Nacht
Selber aus dem Staub gemacht.

Carl Lindau.

Ahnungslose Kinder.

(Ein Sittenbild aus dem High-life.)

Von Friedel vom Walde.

Ich versichere vor Allem, daß meine Geschichte in Paris spielt, denn sonst wäre der lebenswürdige Leser oder die noch um Vieles lebenswürdigere Leserin im Stande, zu vermuthen, daß die Helden der folgenden Erzählung nicht einmal Franzosen sind — und das ist doch das Wenigste, was man von sittenlosen Menschen verlangen kann.

Sawohl, sittenlose Menschen sind es, die im Mittelpunkt meiner Geschichte stehen und obwohl dieselben der hohen

Aristokratie angehören, möchte der anständige Sohn eines anständigen Vaters kaum zu jener Gesellschaft zählen . . .

Doch genug der moralischen Einleitung. Heben wir den Schleier von dem Sittengemälde, damit alle guten Deutschen wieder einmal ausrufen können: dem Himmel sei Dank, daß wir nicht sind, wie Jene.

*

Claire hieß sie und sie war die Tochter des Grafen Thieurville, wenigstens galt sie als dieselbe. Eine reizende Erscheinung. Schlank, nicht zu hoch und nicht zu eckig. Sie mußte die üppige Fülle der Liebespolster missen, aber schließlich konnte sie dieselbe entbehren, denn sie war noch nicht verheirathet und sie ahnte daher auch gar nicht, wie weich ein Chemann gebettet sein will. In den schwarzen Augen der jungen Komtesse brannte allerdings ein Feuer, das ganz anders leuchtete und wärmte, als das vestalische Feuer ehedem geleuchtet und gewärmt haben mag und der Anflug eines kleinen Bärtchens auf der Oberlippe sowie der dunkle Schimmer auf den Wangen verriethen, daß Claire nicht zu jenen Mädchen gehöre, welche ihre Mission auf Erden ausgefüllt zu haben glauben, weil sie Bestalinen sind, sondern die gar nicht verzweifeln würden, wenn sie es nicht mehr wären.

Die junge Komtesse erfreute sich eines ganz außerordentlichen Haarwuchses und wie ein schwarzer Mantel fielen ihre Haare zu Boden, wenn sie dieselben aus den eisernen Klammern der Kunst befreite und den beneidenswerthen Haarwogen gestattet, sich über ihren Rücken zu ergießen. Wer das Glück hatte, die Komtesse auf einem Balle zu sehen, der bemerkte, daß sie auch im Uebrigen von Mutter Natur gesegnet worden. Ihre Büste war niedlich, aber makellos, klein aber gewählt; ihre Arme entzückten durch die Formvollendung, und die kleinen Härchen, die dieselben bedeckten, wie der Flaum einen Pfirsich, machte die ganze Erscheinung noch pikanter. Unter den Armen verdichteten sich die Härchen zu einer kleinen, ganz kleinen Mouche und wenn nicht alle Anzeichen und Erfahrungen täuschen, waren damit die Reize der Komtesse Claire keineswegs erschöpft.

Graf Victor Brébant zum mindesten mußte die Ueberzeugung haben, daß Claire noch andere Vorzüge besitze und daß aus ihrem Schoße seine Familie aufblühen werde, denn er wollte Claire heirathen, u. z. sofort heirathen und unter allen Umständen heirathen. Graf Victor war jung, hübsch und reich; er gefiel Claire ganz außerordentlich und es scheint, daß die Haare auf seiner Oberlippe mit den Härchen auf ihrer Oberlippe bereits intime Bekanntschaft gemacht hatten.

Wenn man das Haar streicht, gibt es bekanntlich elektrische Funken und junge Leute sollten sich hüten, elektrische Spiele zu wagen. Hier kam übrigens jede Warnung zu spät. Claire war elektrisirt, Victor nicht minder und sie brannten vor Begierde ihre electrischen Ströme zu vereinigen, um jene Wundermaschine in Bewegung setzen zu können, welche Liebe heißt.

*

Graf Victor suchte eines schönen Morgens seinen Vater, den alten Grafen Brébant auf und sprach zu ihm:

— Papa, Du hast mir oft und oft gesagt, daß ich heirathen solle. Nun denn, ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt und das ich liebe . . .

— Oh, was Du sagst! rief freudig der alte Graf.

— Jawohl, und ich glaube, daß unserer ehelichen Verbindung nichts im Wege steht.

— Wer ist das Mädchen? fragte der Vater.

— Komtesse Claire von Thieurville!

Der alte Graf erbleichte.

— Das kann nicht sein! rief er; nie und nimmermehr! . . .

— Warum denn nicht? fragte der Sohn, welcher diese heftige Weigerung nicht zu begreifen vermochte; Claire ist reich, hübsch und — was heutzutage kaum zu verachten ist — auch tugendhaft. Sie besitzt alle Gaben, um einen Mann glücklich zu machen . . .

— Schlage Dir die Sache aus dem Kopfe, warf nun der alte Graf hin, der den Gegenstand offenbar rasch erledigen wollte. Du bist noch jung; tolle Dich aus und lege Deine Heirathspläne einige Jahre auf das Eis.

— Fällt mir gar nicht ein, antwortete der Sohn; ich fühle, daß Du Recht hattest, als Du mir vorwarfst, daß mein Leben sinn- und zwecklos sei und jedes sittlichen Haltes entbehre. Ich will ein neues Leben beginnen, Gatte und Vater werden . . .

— Es kann nicht sein! rief der alte Graf.

— Kann nicht? Wer könnte den Bund zweier jungen Herzen wehren, wenn dieselben einig sind.

— Ich, Dein Vater! Und in milderem Tone setzte er hinzu: Ich bitte, ich beschwöre Dich, gib diesen Gedanken auf, denn nie und nimmer könnte ich Dir meine Einwilligung zu dieser Ehe geben.

Diese Worte wurden so ernst und feierlich gesprochen, daß Victor ahnte, dieselben bedeuten eine Vernichtung seiner Hoffnungen. Er eilte zu seiner Mutter, um sich an ihrem Herzen auszuweinen.

*

Eine Stunde später trat die Gräfin Brebaut in das Gemach ihres Gatten. Sie war noch eine schöne Frau, wenngleich bereits Silberfäden ihr Haar durchzogen.

— Mein Gemahl, begann sie, Victor theilt mir mit, daß Du ihm nicht gestatten willst, Claire von Thieurville zur Frau zu nehmen . . . Ich begreife Deinen Widerspruch nicht . . . Sie ist hübsch und reich, er ebenfalls, die Kinder lieben einander, mögen sie glücklich sein . . . Und mit einem Seufzer fügte sie hinzu: Es gibt leider so wenige glückliche Ehen auf Erden.

— Es kann nicht sein! rief der Graf.

— Kann nicht?

Der Graf verharrte lange in dumpfem Schweigen. Er war augenscheinlich die Beute eines heftigen Seelenkampfes. Endlich sagte er:

— Verzeihe mir, Mathilde, daß ich Dir jetzt einen großen Schmerz bereiten werde, aber Du mußt Alles erfahren, weil Du sonst meine Weigerung nicht begreifen könntest. So wisse

denn, theures Weib, daß ich ein Sünder, ein arger Sünder bin . . . Vor zwanzig Jahren war ich — obwohl bereits verheirathet — ein Lebemann und Don Juan . . . Ich betrog und hinterging Dich, theures Weib . . . Vergib! . . . Genug, ich machte der Gräfin Thieurville den Hof . . .

— O, ich weiß . . .

— Nein, Du ahnst gar nicht, wie sehr ich ihr den Hof machte. Die Gräfin Thieurville war kokett und leichtsinnig . . .

— Sie ist es heute noch.

— . . . es kam eine schwache Stunde; eine Stunde der Schwäche und — Claire ist das Resultat derselben.

— Es ist so, sagte die Gräfin mehr zustimmend, als fragend.

— Ja! Claire erbte meine Augen und selbst mein übergroßer Haarreichtum hat bei ihr Wurzeln geschlagen. Victor darf sie nicht heirathen, denn Claire — ist seine Schwester.

*

Die Gräfin hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, aber sie schien von dieser Beichte nicht sonderlich überrascht zu sein. Eine Blutwelle stieg ihr ins Gesicht und mit zitternder Stimme sagte sie:

— Und doch ist es möglich, daß Victor Claire heimführe.

— Ich würde Alles darum geben, wenn es möglich werden könnte.

— Alles, das wäre vielleicht zu viel . . . doch höre, — setzte sie rasch entschlossen hinzu — höre auch Du meine Beichte und entscheide dann über das Glück Victor's . . . Jawohl, Du warst leichtsinnig. Du vernachlässigtest mich und zogst mir diese alberne Gräfin Thieurville vor . . . Ich wußte es und wollte mich rächen. Als ich die Gewißheit erlangte, daß Du bei der Gräfin Thieurville schwache und starke Stunden verbringst, da machte ich dem Grafen Thieurville Avancen und bald war er bis über beide Ohren in mich verliebt . . . Die Rache ist die erbärmlichste Verführerin . . . Ich schenkte dem Grafen Gehör — die Folge davon war Victor . . .

— Es ist nicht wahr! schrie der alte Gatte, dem dieser verjährt Echebruch in die Grafenkrone stieg und dort sofort zwei neue Zacken ansetzte.

— Tödtte mich, sagte die Frau, aber denke an Deine Schuld und an das Glück unseres Kindes . . . unserer Kinder . . . Claire ist Deine Tochter . . . Victor ist mein Sohn — lasse sie glücklich werden und warne sie vor — schwachen Stunden.

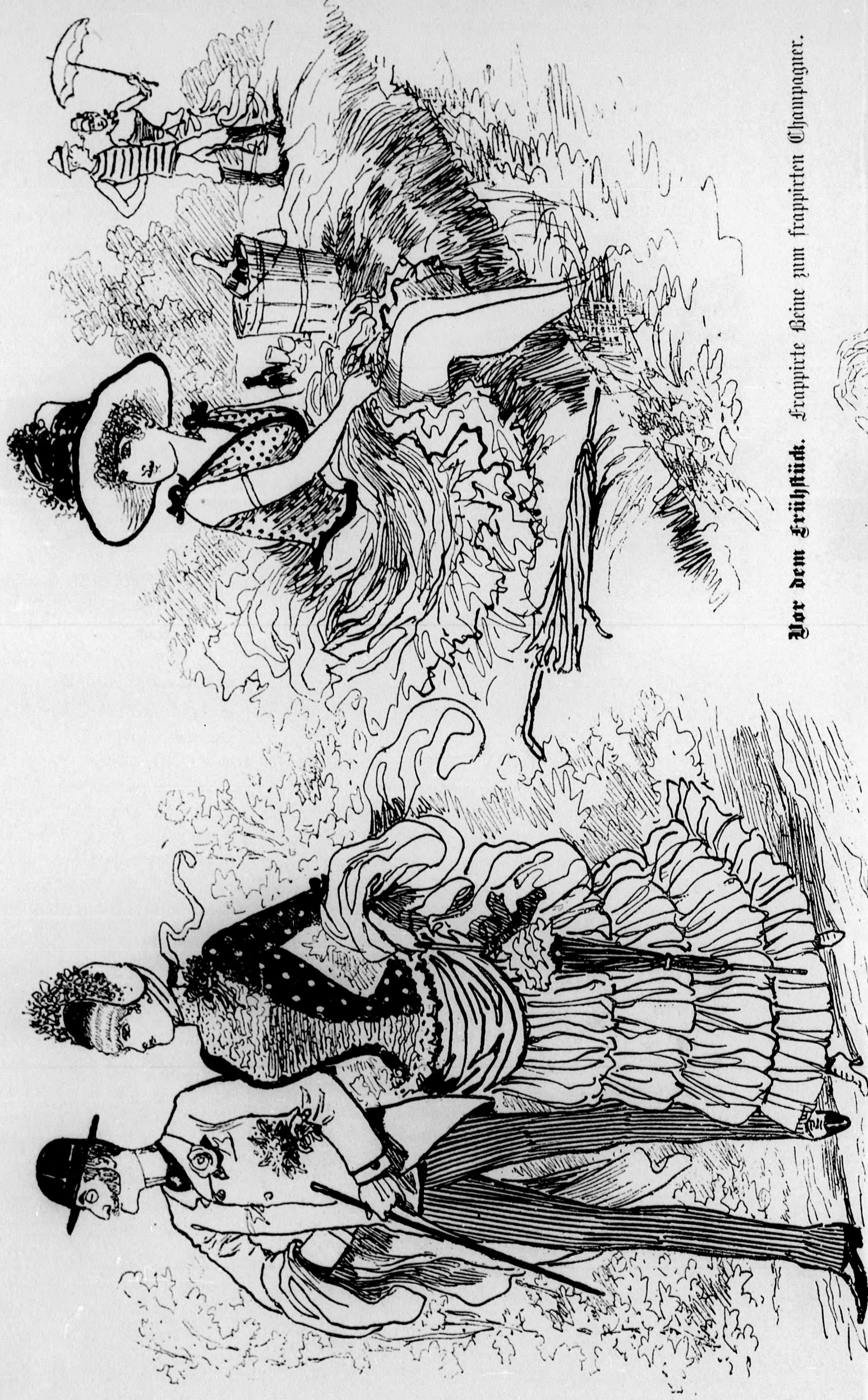
*

„La recherche de la paternité est interdite“ (Es ist nicht gestattet, nach der Vaterschaft zu forschen) sagt das französische Gesetz.

Mit Recht, denn viele Kinder sind am glücklichsten, wenn sie nicht wissen, wer ihre Väter waren, und viele Väter wären glücklich zu preisen, wenn sie nicht wüßten, wem sie ihre Kinder zu verdanken haben.



Im wunderschönen Monat Mai.



Vor dem Frühstück. Frappierte Seine zum frappierten Champagner.

Zum Walde.

— Ach, der Frühling, die Geflinge, die Veilchen, die Erdbeeren: man wird ihrer nie überdrüssig!
 — Warum kann ich Das von Dir nicht sagen, Sidor!



Zum Biergarten.
 — Raum für Alle hat dies Sperl! Gullüh!



Bei 25 Grad im Schatten.
 — Welch' ein Vergnügen, das Lüden, nicht wahr, Alfred?
 — Ja, aber mit Abwechslung.



Unter Gottes freiem Himmel.
 — Steht zu Amiein. Wie schön ist Natur!

Nervus rerum.

Dich hatt' ich, Lola, in mein Herz geschlossen!
Wieviel des Süßen ich bei Dir auch pflückte,
Wie wilde Lust ich neben Dir genossen —
'S war ein Gefühl, das mich zumeist entzückte:
Daß Du als Lohn nur Kraft und Gluth verlangtest
Und nur um meiner Lieb' Ermatten bangtest.

Da kam ein welker Geck, der Dich behängte
Mit gleißenden Colliers und Diamanten . . .
Schnell ward Dir feil die Lust, die ich Dir schenkte,
Für jenes Schwächlings eifige Brillanten — —
Ich muß nun nächt'ge Pfade einsam wandeln,
Mir And'rer Gunst um Billiges erhandeln.

P. Molden.



Die kleinen Schwänke des Herrn Cadet-Bitard.

Von Armand Silvestre.

II. Gerechte Strafe.

I.

Es scheint, daß die Frauen aller Zeiten in der Mode nur eine gotteslästerliche Gelegenheit suchten, sich gegen die unsterbliche Natur aufzulehnen und irgend einen der ihnen verliehenen natürlichen Reize zu vernichten. Ich will von den armen Thörinnen nicht sprechen, die sich aus Braunen — wie der Himmel sie geschaffen — sich in Blonde umwandeln, vergessend, daß bei dem Wesen, das die Aufgabe hat, sein Ebenbild durch alle Zeiten zu verewigen, die erste plastische Bedingung der Schönheit die ist, daß die Färbung der Haut, der Haare und der Augen in wohlthuendem Einklang sei. Wer an dieses Verhältniß rührt, begeht ganz einfach einen Akt der Barbarei, gleich demjenigen eines Landschaftsmalers, der blaue Bäume malen, den übrigen Elementen seiner Dekoration aber ihre wirkliche Farbe geben würde. Eine lange Zeit andauernde Kaprixe der Damen war, ihre Hüften hinaufzuziehen, schier bis unter die Achselhöhle, wie man dies auf den Gemälden aus der Zeit des Direktoriums noch sieht; dann wieder drück-

ten sie sie hinab bis dahin, wo die Schenkel beginnen, wie man es heute noch bei solchen Frauen sieht, die da glauben, die Taille müsse unterhalb des Nabels beginnen.

Das letzte Jahr hat wieder eine neue phantastische Mode gezeitigt. Einige Damen der eleganten Welt haben die Entdeckung gemacht, daß die von so vielen Poeten besungene Kalipygie (Schönheit der Keckseite) sich überlebt habe und eigentlich nur ein Gebrechen sei. Mit kühler Barbarei haben sie sich befließigt, ihre Hinterbacken verkleinern zu lassen; es ist ihr Ideal, durch ihre Keckseite kleinen Burschen zu gleichen, gleichwie andere Frauen durch Kurzschneiden des Haupthaars dieses Ziel erstreben. Ihr ärztlicher Berather bei diesem gottlosen Werke ist der alte Doktor Laminette, dessen Konsultationszimmer, in dem Halbstock eines Hauses der Rue Labruyère gelegen, für diese heikle Gattung ärztlicher Rathschläge sehr kokett eingerichtet ist. Auf das kleine Hausgärtchen unter dem Zimmer gewinnt man einen Ausblick durch ein Fenster mit bunter Glasmalerei, welche den Gegenstand der wissenschaftlichen Forschungen des Doktor Laminette in lieblicher Weise symbolisirt. Vor dem Fenster, genau unter den Vorhängen, wenn sie geschlossen sind, steht der Tisch des berühmten Arztes. Dieser hat bereits zehn verschiedene Salben erfunden, die alle den Zweck haben, die Haut der Menschen fester an dem eingekerferten Fleische haften zu machen; derzeit studirt er über die zwanzigste „zusammenziehende Flüssigkeit“, die den Muskeln einen Rückzug, ein Flachwerden, ein Verschwinden gebieten soll. Und erst die Massagen! und die Klystiere, die Alles nach innen ziehen! Er vervielfacht sich selbst in seinen schändlichen Erfindungen, die uns schließlich alles Greifbare aus der Hand nehmen werden, wenn seine niederträchtigen Lehren durchdringen sollten.

Wie viele andere seiner Kollegen macht übrigens Doktor Laminette für seine Person keinen Gebrauch von seinen Lehren, Höllentränken und Teufelspillen. Vermöge einer Ironie des Schicksals besitzt er eine Frau, die um dreißig Jahre jünger als er und „hinterwärts“ wunderbar begabt ist. Und darum zeigt er sie auch seinen Klienten nicht, gleichwie ein Coiffeur, der Haarwuchs-Pommaden fabrizirt, keinen kahlköpfigen Gehilfen in seinem Friseurladen duldet. Frau Laminette — die der Leser gewiß schon liebgewonnen hat — lebte denn wie eine Gefangene und diese gezwungene Häuslichkeit führte dazu, ihr liebenswürdiges rückwärtiges Embonpoint sich noch mehr entwickeln zu lassen, so daß sie jenen Türkinen gleich ward, die, wenn sie einmal auf ihrem weichen Teppich sitzen, sich ohne die hilfreiche Hand eines Eunuchen nicht wieder erheben können.

Wie? wird man fragen, — die Aermste hatte in ihrer klösterlichen Existenz keinerlei Trost? Wozu ist denn das Hören der Ehemänner erfunden worden? War denn unser Freund Cadet-Bitard nicht da, allezeit bereit zu dieser Art ehelicher Vergeltung, als wahre Vorsehung der ungerechterweise vernachlässigten Ehefrauen?

Eines Tages hatte er die Gefangene an ihrem Fenster sitzend bemerkt. Acht Tage später hatte er das Recht erworben, ein Sonett an sie zu richten, in welchem er ihr Rückenende „einen Doppelhügel aus Schnee und Marmor geformt“ nannte.

Dieses anmuthvolle Bild entlockte der Frau Doktorin ein huldvolles Lächeln.

— Ach, Marquis! solch' schöne Worte findet kein Anderer als Sie! sagte sie zu Cadet-Bitard, der sich in dem Hause für einen Montmorency ausgegeben hatte.

II.

Ja, diese Frau Laminette war eine vortreffliche Dame. Es ist nicht sicher, daß das Urtheilsvermögen der Frauen unter der Stirne seinen Sitz hat; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß ihre Güte in jenem kostbaren Fundamente thront, von dem ich so viel Aufhebens mache. Vor Allem bezeigen sie uns ihre Güte hauptsächlich, indem sie diesen Sitz uns darbieten. Diese Wahrnehmung ist bei mir geradezu eine Regel geworden. Wie vor dünnen Lippen, so hüte Dich vor unzureichenden Hintertheilen! Beobachte genau, wie Deine Nachbarin im Theater ihren Sitz ausfüllt, ehe Du ihr das Anerbieten machst, sie nach Hause zu begleiten, wie es nach Anhörung eines moralischen Stückes sich geziemt. Wenn sie auf dem Sammtfauteuil herumflattert wie ein Strohwiß, dann fürchte bei ihr ein galliges Naturel und eigennütziges Gefühle, die Dir eine böse Nacht bereiten werden. Wenn aber die Formen ihres Gefäßes über die Ränder des Sitzes hinaus quellen, in einer Weise, daß die Nachbarn rechts und links vom Erdrücken bedroht sind, dann vertraue Dich ihr mit Leib und Seele an.

Ja, vortrefflich und köstlich war die Frau Laminette in ihrer edelmüthigen Fülle. Cadet-Bitard und sie verlebten gar süße Stunden, wenn der Doktor nach beendigter Ordination, gegen fünf Uhr, nach dem Gehölze ritt. Man war im Sommer und das kleine schattige Gärtchen von den Dürften des Geraniums und der Hortensien erfüllt, welche Frau Laminette jeden Morgen begoß. Unsere Verliebten machten es sich kurzweg in dem Ordinations-Zimmer des Doktors bequem, dessen Einrichtung sich für ihre Experimente ganz besonders eignete. Sie liebten sich heiter und ungezwungen und suchten in dem flüchtigen Vergnügen nicht das Geheimniß eines ewigen Glückes. Ihre Zärtlichkeit war eine möglichst lustige. Sie entledigten sich aller unter den gegebenen Umständen entbehrlichen Kleidungsstücke und schlossen die Vorhänge vor dem schmalen, offenen Fenster, so daß sie nicht gesehen werden konnten und zugleich die milde Abendluft und die aus dem Gärtchen hereindringenden süßen Dürfte genießen konnten. Der Doktor Laminette hatte eine Vorrichtung erfunden, mit der er die Hintertheile seiner Klienten geometrisch abmessen konnte. Diese Maschine war den zwei Verliebten eine neue Quelle schier unversteglicher Heiterkeit. Oder sie blätterten — in den kurzen Pausen, die sie sich gönnten — in den Aufzeichnungen des Doktors, wo sie das genaue Maß einer Menge Damen fanden, die der Doktor mit seiner sinnreichen Maschine gemessen hatte.

Aber ach, diese unschuldigen Vergnügungen der lieben Kinder sollten eines Tages eine jähe Unterbrechung erfahren. Der Doktor Laminette kam eine Stunde früher heim als sonst und ging geradenweges in sein Kabinet hinauf. Was führte ihn so unvermuthet heim? Hinkte sein Reitpferd oder hatte er einen ingeniosen Einfall, der ihn veranlaßte, sich zu stillem Studium in sein Ordinations-Zimmer zurückzuziehen? Die Folge wird lehren, daß letztere Annahme die wahrscheinlichere ist.

Welch' ein Schrecken war Dies für die überraschten Verliebten! Es war unmöglich, durch die Thür zu entfliehen, wenn

sie nicht dem Doktor begegnen wollten, dessen Tritte sie auf der Treppe hörten. Bah! sie waren in einem ziemlich niedrigen Zwischenstod; Cadet-Bitard nahm seine Habseligkeiten unter den Arm und sprang durch das offene Fenster in das Gärtchen hinab, wo das dunkle Laub der Bäume und Sträucher seinen Rückzug deckte. Frau Laminette schob ihre Röcke rasch unter das Canapé und wollte denselben Weg einschlagen, den ihr Liebhaber genommen. Aber, ach, Das ging nicht! Das Fenster war, wie ich schon sagte, sehr schmal, und das herrlich entwickelte Gefäß der Frau Laminette versing sich in der Einfassung der Scheibe, konnte aber nicht hindurch, so daß die Aermste in grausamster Gefangenschaft war, weder vor noch zurück konnte, wenn sie sich nicht von Angesicht zu Angesicht ihrem Gatten gegenüber befinden wollte, der eben eingetreten war. Ihr schönes Hintertheil hing genau über dem Tische, von den Vorhängen bedeckt, die glücklicherweise herabgelassen waren. Oh, Welch' eine kritische und unverdiente Lage, meine Freunde!

Ohne von dem liebenswürdigen Vorsprung, welchen die Vorhänge jetzt bildeten, etwas zu sehen, weil er ganz in sein Nachdenken versunken war, nahm der Doktor an seinem Tische Platz, knapp unter dem Geschütz des unsichtbaren Feindes, das oberhalb seiner Nase unter dem Gewebe der Vorhänge aufgerichtet war. Wie immer, wenn er seine Denkkraft anstrengte, griff der Doktor nach seiner Tabaksdose, legte sie weit geöffnet vor sich auf den Tisch hin und schnüffelte nur so von Zeit zu Zeit an seinem Doppelgebeizten, weil er mit beiden Händen die gedankenschwere Stirne stützen mußte. Er schien zu träumen, — fürwahr zur Unzeit! Denn inzwischen erlitt seine arme Frau ein wahres Martyrium. Die Einfassung des Fensters drang ihr in das zarte, fette Fleisch der Seiten und dieser, auf den vollsten Theil ihres Ichs ausgeübte Druck behinderte die Verdauung der Leckereien, welche Frau Laminette sich vergönnt hatte, um ihren Liebesappetit zu reizen. Die überzuckerten Kirschen begannen ihr verrätherisches Werk; in den Eingeweiden der Unglücklichen entstand ein unheil kündender Aufruhr. Die gewissen Lippen drohten eine Gesprächigkeit zu entwickeln, die sie nur mit großer Mühe unterdrückte; denn wenn sie redete, war sie verloren . . .

Paff! ein furchtbar harmonischer Hauch drang durch den Spalt der Vorhänge, fuhr auf die offene Tabaksdose nieder, deren Inhalt nach allen Richtungen auseinanderstob. Der Doktor erhielt davon eine reichliche Ladung in die Augen; das Zeug brannte fürchterlich und der arme Gelehrte begann zu heulen, zu niesen, zu husten und zu speien, daß er glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Und während er in seiner schmerzhaften Blindheit sich auf dem Teppich wälzte, konnte seine Gattin endlich ihren Rückzug bewerkstelligen, mit einem Griff ihre Kleider hervorholen und durch die Thür entinnen, ohne daß der unglückliche Doktor von Alldem etwas gemerkt hätte.

Als seine rothen, brennenden Augen ihr Sehvermögen wieder erlangten, war Alles wieder in Ordnung, unsere Verliebten in Sicherheit und Venus Callipygos, die unsterbliche Trösterin, an diesem elenden Verbrecher gerächt!





Gerade oder ungerade.

A m m e: „Rathen Sie 'mal. Der Klapperstorch ist da-
gewesen, gerade oder ungerade?“

H e r r: „Na, ungerade hoffentlich!“

A m m e: „Richtig! Drei Jungens!“

*

Zarte Aufforderung.

E r: „Ich bin entsetzt, mein Fräulein. — Wie konnte
ich nur so ungeschickt sein, auf Ihren Fuß zu treten. — Wenn
ich nur wüßte, wie ich meine Ungeschicklichkeit gut machen könnte.“
(Sie blickt erröthend zu ihm empor.)

M a m a (ermunternd): „Nur Muth, das Gutmachen
liegt ganz in Ihrer Hand.“

*

Zeichen der Zeit.

E r s t e M a g d: „Weshalb gefällt es Dir nicht hier bei
der jetzigen Herrschaft? Du verdienst ja ein schönes Geld?“

Z w e i t e M a g d: „Ja, man wird hier aber so von
oben runter behandelt, fast wie 'ne Gouvernante.“

*

Unzufrieden.

M a g d: „Gnädige Frau, ich kündig' Ihnen den Dienst
hiermit.“

F r a u: „So, was gefällt Ihnen denn nicht?“

M a g d: „Der gnädige Herr!“

W. Sch.

*

Aus der Schule.

L e h r e r: „Welches sind die dauerhaftesten Güter der
Menschen?“

S c h ü l e r: „Die eisernen Töpfe.“

G.-r.

*

Sehr bedenklich.

— Mit meiner Frau bin ich wirklich sehr glücklich, sie
ist gar so nachgiebig.

— Ja, ja, — das weiß ich.

I. P.-r.

*

Im Ballsaal.

D o k t o r (auf ein sehr schwächtiges Fräuleinweisend):
„Sieh Dir Commercierraths Minna dort an, lieber Assessor,
sie ist doch ein prächtiges Frauenzimmer!“

A s s e s s o r: „Nur ein wenig mangelhaft möblirt.“

I. P.-r.

*

Eheleben.

Zwei Ehemänner tauschen ihre Gedanken aus.

Wie kommt es, Mufi, daß man in Deinem Hause
jede Woche eine neue Jose sieht, eine immer schöner als die
andere?

— Oh, lächelt Herr Mufi, — meine Frau ist sehr zu-
vorkommend.

*

Von der Straße.

Herr K. zu einem Dämchen:

— Gestatten Sie, meine Gnädige, daß ich mich Ihnen
vorstelle . . .

— Oh, damit hat's Zeit, bis wir besser mit einander
bekannt sind.

*

Die beste Lösung.

Betty tritt am Morgen in das Gemach ihrer Herrin,
einer pfißigen Horizontale.

— Gnädige, der Herr Graf ist im Vorzimmer und Ihr
Schuhlieferant mit der Rechnung . . . Was soll ich thun?

— Ungeschichte! Machen Sie die Herren mit einander
bekannt!

*

Im Restaurant.

Herr K. tritt in ein Restaurant, um das Abendbrod zu
nehmen und bleibt vor einem Tische stehen, an welchem ein
elegantes Dämchen eben Platz genommen hat.

— Gestatten Sie, Madame? fragt er artig.

— Oh, mit Vergnügen; und wohin gehen wir dann?

* *

In der höheren Töchterschule.

L e h r e r i n: Wilhelmine! Jetzt wird so viel von den
Orleans gesprochen. Könntest Du mir sagen, woher die Or-
leans stammen?

W i l h e l m i n e: Von der Jungfrau von Orleans.

*

Nach dem Ball.

Herr Paul begleitet eine junge Wittwe vom Ball nach
Hause. Es ist schon spät, oder vielmehr Früh und die Lam-
penanzünder sind damit beschäftigt, die Straßenlaternen aus-
zulöschen.

— Ach, Madame, seufzt Herr Paul auf einen solchen
Lampenwart zeigend, — könnten Sie mir nicht in Ihrem
Boudoir eine ähnliche Beschäftigung geben?



— Graf, ich habe alle meine Anbeter verabschiedet; mein Herz ist jetzt frei, wenn Sie einziehen wollen . . .

— Ach, Tiddy, wir reden im Herbst wieder darüber, läßtten Sie inzwischen . . .

Die unerläßliche Schule.

Eine Studie von Catulle Mendès.

Ich glaube, es wäre dringend nothwendig, eine Schule zu gründen, in welcher die Frauen lernen würden, nicht die Wahrheit zu sagen. Der gütige Leser wird glauben, daß ich mich über ihn lustig machen wolle; aber Das ist keineswegs der Fall. Gewiß, die Frauen lügen, sie lügen alle; aber wie ungeschickt lügen sie! Daß ihr, o, ihr Geliebten, einen unwiderstehlichen Hang zur Heuchelei habt, wird sicherlich kein vernünftiger Mann zu bestreiten wagen; aber wie sehr mangelt euch die feine, auserlesene Kunst der Heuchelei! Ihr gleichet einem wunderbaren begabten Poeten, der keine Verse zu machen versteht. Eine Schule, nur rasch eine Schule, wo ihr in den schwierigen Lehren der vollkommenen Lüge unterwiesen werden sollt! Wir fordern sie in unserem Interesse ebenso wie in dem euren; denn wisset: es ist der große Kummer der Poeten, — der einzigen Männer, um deren Stimmen eine Frau, die dieses Namens wirklich würdig ist, sich bewerben soll — es ist der große Kummer der Poeten, sage ich, daß ihr in der List so viel Unschuld verrathet. Wir thun unser Möglichstes,

um von euch betrogen und dabei glücklich zu sein; es wäre so lieblich, euren Schwüren, euren Zärtlichkeiten, der Treue eures Lächelns zu glauben! Wir zwingen uns, indem wir absichtlich die Augen schließen, nicht zu sehen, was es hinter eurem durchsichtigen Gaukelspiele gibt; aber ach, es ist so klar, so offenkundig, daß wir die Mitschuldigkeit bis zur vollständigen Verblendung treiben müßten, um nicht zu sehen; und die Wirklichkeit, die durch die nur zu durchsichtigen Hüllen zutage tritt, — sie stimmt uns traurig.

Ich weiß wohl, daß ich mich großem Zorne aussetze, indem ich derlei Dinge sage. Mehr als auf irgend einen jener Reize, die sie uns so theuer machen, halten die Frauen auf ihren uralten Ruf geschickter Betrügerinnen und listiger Heuchlerinnen. So köstlich schön sie sind, würden sie eher zugeben, daß sie häßlich seien, als daß auch nur eine einzige ihrer Listen durch die Scharfsichtigkeit eines Mannes vereitelt werden könnte. Es ist ihr Lieblingsruhm, von uns zu denken: „Ach, diese Schwachköpfe!“ Nun denn, auf die Gefahr hin, die schwerste Strafe zu erdulden, die mich treffen kann, d. h. eine ganze Woche hindurch der süßen Frauenliebe zu entbehren, bin ich entschlossen, die Wahrheit zu sagen. Ich verkünde es laut und Kühn, daß noch nie und nirgends, in keinem einzigen Falle ein

Mann, so er nur einigermaßen scharfsichtig war, in die Falle gegangen ist, (— es wäre denn, daß es freiwillig geschah —) welche die wahrhaft beklagenswerthe Unschuld der raffiniertesten unter den Schönen uns legen. Nein, und tausendmal nein! ihr täuscht uns nicht! O, ich begreife, wie sehr es für euch demüthigend sein muß, eine solche Neuigkeit zu vernehmen; allein es ist ein Gesetz unserer Zeit, den Seelen ihre theuersten Illusionen zu entreißen. So wisset denn! wenn ihr uns sagt: „ich liebe Dich!“ — wissen wir mit vollkommenster Genauigkeit zu unterscheiden, wie viel das Gold eurer Stimme an werthloser Beimischung enthält. Vergebens gebrauchet ihr, um dem Trug eurer Worte zu Hülfe zu kommen, die zärtlichsten Liebeslungen und die scheinbar heftigsten Wuthausbrüche; wir empfangen diese zärtlichen Liebeslungen mit Entzücken, wir sind bezaubert von euren Wuthausbrüchen; aber wenn eure Liebeslungen und Wuthausbrüche nicht aufrichtig gemeint sind, wissen wir ganz genau, daß sie es nicht sind; und mehr als einmal, in den Stunden süßester Hingebung, wenn ihr — Leib und Seele in Eins zerfloßen — euch uns ganz zu schenken scheint, haben wir die volle Ueberzeugung, daß wir in Wahrheit nicht den geringsten Theil von euch besitzen. Und zeihet eure Liebhaber nicht der Kälte, weil sie, selbst inmitten der sinnverwirrendsten Wonnen, sich so viel gesunde Vernunft bewahren, um Falsches von Wahrem zu sondern; wir selbst würden nichts sehnlicher wünschen, als den Kopf völlig zu verlieren; wir selbst suchen die Illusionen; gerne würden wir an die Aufrichtigkeit eurer Geständnisse und eurer Küsse glauben; allein, dank der wahrhaft außerordentlichen Ungeschicklichkeit eurer Lüge ist der Glaube uns nicht gestattet. Wenn ihr euch denket: „wie dumm sind sie doch!“ — denken wir uns: „wie thöricht sind sie doch!“ Und es ist um unser Glück geschehen, da ihr nicht geschickt genug seid, uns davon zu überzeugen. Wenn ihr wüßtet, o ihr Schönen, wie schmerzlich es für uns ist, das Halbdunkel eurer Hintergedanken klar zu durchschauen! Ach, warum lüget ihr nicht besser!

Doch ganz besonders, wenn es sich darum handelt, sich von einem Vergehen reinzuwaschen, einen annehmbaren Vorwand für ein verdächtiges Fernsein, für eine verspätete Heimkehr zu finden, zeigen sich die Frauen beispiellos ungeschickt! Die Kinder, wenn sie das Verschwinden eines Napfes voll eingemachter Früchte, oder eines zerbrochenen Gegenstandes vom Hausrath rechtfertigen sollen, sind hundertmal piffiger als sie. Es ist kaum glaublich, daß im neunzehnten Jahrhundert, nach so vielen Romanen, Komödien, Singspielen und Märchen, nach so vielen schon vergessenen Abenteuern, aus welchen die verstockteste Rathlosigkeit sich hätte Unterweisung holen können, sich noch Frauen finden, die so wenig scharfsinnig, so wenig erfinderisch, so lammfromm sind, ihren Liebhabern zu sagen: „Aber, mein Freund, ich war im Bade!“ — oder: „ich komme aus der Kirche“ — oder: „ich mußte zu Großmuttern, die etwas leidend ist.“ Alle Wetter! für wen halten uns denn diese Frauen? Und liegt nicht, nebst vieler Einfalt ein gut Theil Keckheit darin, uns für solche Tröpfe zu halten, daß wir ähnlichem Geschwätz Glauben schenken könnten?

Vergebens würde man uns einwenden, daß die scheinbare Unsinntigkeit dieser Vorwände nur eine Verfeinerung der List sei, daß sie auf die natürliche Geneigtheit zählen, an die Wahr-

scheinlichkeit eines Bades, eines Kirchganges, eines Besuches bei der Großmutter eher zu glauben, als an viele andere Albernheiten der Lüge. Nein, sie erheben sich nicht bis zu diesem zweiten Grade der Heuchelei; sie sind naiv, ohne es sein zu wollen.

Und wenn sie übrigens, von einem zarten Vergehen kommend, wirklich scharfsinnige und weniger aus der Mode gekommene Vorwände erfinden würden: glauben sie, daß ihr Verrath uns nicht durch zwanzig Anzeichen, die sie unserem erfahrenen Auge so schwer verbergen können, offenkundig würde? Wissen sie denn nicht, — o nein, sie wissen es nicht! — daß es in dem Blick Derjenigen, die eben erst in süßer Erregung waren, noch einen Ueberrest von schmachtem Ausdruck gibt, der nicht zu verkennen ist? daß das Beben einer Hand, die eben erst gedrückt worden, während der prüfenden Liebeslung eines Eifersüchtigen fortbauert? und daß auf ihren Lippen wie auf ihren Wangen die Erinnerungen der Küsse weiterblühen? Sie vertrauen den Kriegskisten des rasch aufgetragenen Pudermehls, der Auffrischung der Lippen durch eine neue Lage Carmin, der in aller Eile wiederhergestellten Frisur. „Man wird nichts merken“ — sagen sie sich. Das ist so kindisch, daß man davon schier gerührt wird. Einige zählen auf die Leichtigkeit, mit welcher sie sich eine harmlose Haltung, ein ruhiges Gesicht zu geben wissen; allein, da ihnen der Sinn für das richtige Maß völlig abgeht, verräth gerade ihre übertriebene Ruhe die Aufregungen, aus denen sie soeben erst hervorgegangen. Und fürwahr, ohne in weitere Einzelheiten über die Mittel der Erforschung einzugehen, die uns zu Gebote stehen, und ohne die verschiedenen Umstände aufzuzählen, unter welchen man davon Gebrauch machen kann, muß im Prinzip ausgesprochen werden, daß dank der moralischen und physischen Unschuld, die der Frau zu eigen ist, niemals ein Mann — insofern er auch nur mit einiger Vernunft ausgestattet war — durch seine Geliebte betrogen worden ist, ohne daß dieser Verrath ihm entdeckt worden wäre, und zwar gerade durch die Mühe, die sie sich gegeben, um ihm den Verrath zu verbergen.

Doch die Frauen lehnen sich gegen diese Wahrheit auf und streiten mit uns.

— Ei, ei! Wenn wir es so wenig verstehen, euch zu hintergehen, ihr Herren der Schöpfung, warum wendet ihr euch von den unbeständigen Weibern nicht ab? Der schönste Beweis dessen, daß es uns vortrefflich gelingt, euch hinter's Licht zu führen, ist die Thatsache, daß ihr fortfahret, zu unseren Füßen unsere Zärtlichkeiten zu erslehen, daß ihr mit Freudenthränen die kleinen, treulosen Hände benetzt, die eben erst von Anderen geküßt worden. Warum beschämnet und verachtet ihr uns nicht, wenn unsere Vergehen euch bekannt sind?

Warum?

Weil wir euch anbeten! weil der Eifersüchtigste sich von der Treulosesten nicht trennen kann; weil ihr den Frühling auf den Lippen und den Himmel in den Augen traget. Ach, wir sind so feig! Wir sehen, aber wir wollen nicht sehen, daß ihr ohne Treu und Barmherzigkeit seid; wir wissen davon, aber wir wollen nichts wissen von dem schmählichen Glück unserer Nebenbuhler; weil, da wir betrogen sind, unsere Verzweiflung und unsere Eitelkeit uns nöthigen würden euch zu fliehen, und wir euch nicht fliehen können, weil wir euch lieben.

Glaubet es mir: ihr täuscht uns nicht, aber wir versuchen uns selbst zu täuschen. Trotz der Augenscheinlichkeit, trotz unseres stets durch Beweise erhärteten Verdachtes, trotz eurer Lügen, die neue Beweise sind, zwingen wir uns, eure Unschuld anzuerkennen, um eine Rechtfertigung unserer eigensinnigen Liebe zu haben. Wenn ihr häßlich wäret, wie würden wir euch mit wohlverdienten Schmähungen überhäufen, wie würden wir euch mit Verachtung von uns weisen! Aber ach, ihr seid so schön und wir sind so schwach! Lieber ist uns der Kummer, von euch betrogen zu werden, als jener andere Kummer, ohne euch ein einsames, trübseliges Dasein zu führen. Aber hütet euch auch nur einen Augenblick zu glauben, daß eure leeren Heucheleien uns täuschen. Die Wahrheit ist die, daß die weiblichen Künste einem Spinnweben gleich, das man nicht zerreißt, weil es lieblich ist, in demselben verfangen zu sein. Und die Männer lügen geschickter als ihr, junge Frauen, da es ihnen gelingt, euch glauben zu machen, daß sie euch glauben.

Reflexion.

Knieend hat zu ihren Füßen
Ich um ihre Hand für's Leben,
Brauchte auf, als sie das Jawort
Hold erröthend mir gegeben . . .

. . . Heute denk' an das Kameel ich,
Wenn mich oft die Sorgen drücken,
Denn auch dieses Vieh nimmt knieend
Seine Lasten auf den Rücken!

Ignaz Pauer.



Bernade.

Von Armand Silvestre.

I.

Wenn die Schatten des Abends sich über die Ebene der Ardege niedersenkten und die ganze Landschaft in Dunkel hüllten, war es wunderbar zu schauen, wie sich — einem Sternenhimmel auf Erden gleichend — die zahllosen Feuer der Schmieden entzündeten, die einen Gürtel von Feuer und Eisen um das Städtchen Pamiers bilden. Die rothen Flammen stiegen, eine nach der andern, von den hohen Schornsteinen

auf, den Zungen von Ungeheuern gleichend, welche die dunklen Füße der Nacht küssen. Alle diese Essen entsandten in die Nachtluft gleichsam einen ungeheuren rothen Staub, der unterhalb der mit Silberstaub bestreuten Milchstraße schwebte. Zuweilen entführen mich noch meine Träume nach jenen fernen Gegenden, wo einst die Augen des Kindes dieses Nachtbild so oft mit Bewunderung schauten. Man denke sich dazu als Dekoration die rauhzackigen Gebirgszüge mit den mächtigen Sätteln und schneebedeckten Spitzen, auf welchen das Licht des Mondes schimmert. Meine Einbildungskraft vermag auch heute nichts Großartigeres zu ersinnen . . .

Die höchste und hellste unter allen Flammen stieg aus der Schmiede des Jean Garrigue hervor, des geschicktesten Metallarbeiters der ganzen Gegend. Er war ein kräftiger, hübscher Bursche und tüchtig bei der Arbeit, ein strammer junger Mensch, nach dem alle Dirnen begehrlche Blicke sandten. Aber, ach, vergebens, denn Garrigue war verheirathet. Die ganze Gegend war in nicht geringer Aufregung, daß er das häßlichste Mädchen auf sieben Meilen in der Runde heimgelührt hatte, das überdies keinen Heller Mitgift besaß. Doch wenn man sich über diesen Punkt einen Scherz erlaubte, ward Jean Garrigue böse und da er über zwei Fäuste verfügte, welche im Nothfalle den Hammer auf dem Ambos ersetzt hätten, machte er solche Späße schnell verstummen. Die allgemeine Verwunderung wuchs nur noch, als bekannt wurde, daß er nach zweijähriger Ehe in seine Frau noch viel mehr verliebt war als früher.

II.

Und doch — es war nicht zu leugnen —: seine Frau Bernade war häßlich. Ich will damit sagen, daß sie nicht nur unregelmäßige, sondern auch unschöne Gesichtszüge hatte. Sie wußte Dies sehr wohl und die Scham, die sie darob empfand, verlieh ihrem Gesicht einen mürrischen Ausdruck, der wahrlich nicht geeignet war, die unangenehme Wirkung desselben zu mildern. So war sie wenigstens, bevor Jean um ihre Hand angehalten hatte, worauf sie übrigens nicht vorbereitet war.

War er denn blind, dieser junge Schmied? wird man fragen. Nein, durchaus nicht; ganz im Gegentheil. Eines Tages, als er im Waldbache auf Weißfische angelte, duckte er sich hinter einem Bergvorsprung, um eine Schaar junger Mädchen zu belauschen, die, weil sie sich allein wähnten, bei dem milden Lichte der untergehenden Sonne nackt badeten. Bernade befand sich gleichfalls in dieser fröhlichen Gruppe, und der Bursche, weniger roh von Natur als seine Genossen, war seltsam bewegt bei dem Anblick eines so tadellos schönen Körpers, wie keine Künstler-Phantasie ihn vollkommener hätte hervorbringen können. Und fürwahr: in dem Gemüde der Mißachteten finden sich manchmal solche Ueberraschungen, Ja, diese häßliche Bernade war bewundernswürdig geformt; aber ich will sie nicht schildern, um nicht ein Mitschuldiger der Indiskretion des Fischers zu werden. Nachdem er lange in verzückerter Betrachtung dagestanden, hütete er sich wohl, seinen Kameraden etwas von seiner Entdeckung zu verrathen; und als Bernade ein Jahr älter war, bot er ihr ganz einfach den Verlobungsring an und beglückwünschte sich im voraus zu den reichen Schätzen, die sie ihm in die Ehe mitbringen würde. Denn er

war (gleich mir) der Meinung, daß alles Gold der Welt nicht so viel werth sei, als ein tadelloser Busen, schön geformte Hüften und Schenkel und daß man auf diese Heirathsgüter geiziger sein müsse, als auf die kostbarsten Münzen.

III.

Da zur Zeit der Sommerhitze, die in jenen Gegenden besonders drückend ist, die Schmiedearbeit erst nach Sonnenuntergang angeht, benützte unser Jean Garrigue vorzugsweise die Tageszeit dazu, seiner jungen Frau die Beweise seiner zärtlichen Gefühle zu geben. Dies hinderte ihn nicht, den größten Theil des Tages in seiner Werkstätte zuzubringen, wo er, unterstützt von seinem ersten Gehilfen Pâscalou, mit der Feile oder mit der Scheere irgend eine kleinere Arbeit verrichtete. Wenn es ihm einfiel, in diese Beschäftigung eine kurze Pause eintreten zu lassen, dann hatte er nur eine kurze Treppe zu ersteigen, um in das eheliche Gemach zu gelangen, das gerade über seiner Werkstätte lag. Und er hatte hierbei eine seltsame Gewohnheit angenommen. Mein Gott, die Verliebten haben so drollige Einfälle! Wenn ihm zärtliche Gedanken kamen, ließ er dreimal nach einander den Hammer auf den Ambos niederfallen, daß es weithin schallte. Das war das Signal. Pâscalou, der dieses Gehaben mit ansah, ohne den Sinn und die Folgen desselben zu verstehen, sah dann zu seiner Verwunderung den Meister sogleich verschwinden. Pâscalou war ein kräftig gebauter Bursche, ein tüchtiger Arbeiter, aber ein wenig beschränkten Geistes, der oft die einfachsten Dinge von der Welt nicht durchschaute.

Ich kann übrigens dem gütigen Leser nur schwer erzählen, was Pâscalou nicht errath. Denn ich liebe es, in meinen oft sehr heikelen Geschichten mich großer Zurückhaltung zu befleißigen und es fällt mir schwer, die Schleier zu lüften von der Intimität der so legitimen Zerstreungen.

IV.

Indeß muß ich doch ein Detail dieser, dem Gatten durch Natur und Gesetz gestatteten täglichen Besuche erzählen. Ich habe schon oben gesagt, daß Bernade der Unschönheit ihres Antlitzes sich wohl bewußt war; nicht minder kannte sie aber auch die Schönheit, in welcher die übrigen Theile ihres Körpers prangten. Ihre aufgeklärte Zärtlichkeit gab ihr denn den scharfsinnigen Gedanken ein, daß sie, sobald die wohlbekannten drei Schläge ertönten, ihre Röcke über den Kopf schlug. Dies konnte ebenso gut als Züchtigkeit gelten, wie als ein zartes Streben, dem Gatten die Freude nicht zu verderben. Eine reizende Aufmerksamkeit, nicht wahr? Aber welchen Gefahren setzt das Genie uns manchmal aus! Napoleon hatte es dem seinigen zu verdanken, daß er auf Saint Helena starb, von den Engländern zu Tode gequält. Bernade's Genie ward weniger grausam gestraft.

Ich habe bereits erwähnt, wie neugierig dieser Tölpel Pâscalou wegen der zeitweiligen Abwesenheiten seines Meisters war, die dieser vorher stets mit drei Hammerschlägen ankündigte, wie im Theater der Beginn der Vorstellung angekündigt wird. (Es gibt der Theaterstücke genug, die weniger amüsant sind, als das Lustspiel, das der Schmied mit der Schmiedin

aufführte.) Pâscalou hatte wohl bemerkt, daß der Meister nach diesen drei Schlägen jedesmal seinen Weg nach der Stube seiner Frau nahm, aber er wußte nicht, weshalb Dies geschah.

Da ereignete es sich eines Tages, daß unsern sonst fleißigen Jean Garrigue eine Umwandlung von Trägheit überkam. Die Kameraden tranken in der benachbarten Kneipe und machten ein Spielchen dazu. Jean setzte nur selten einen Fuß an diesen Ort; aber heute wollte er einmal sehen, wie die Andern es trieben. Er gedachte sich nur eine kurze Zeit zu zerstreuen, ohne seiner Frau etwas davon zu sagen. Er stahl sich heimlich aus dem Hause, nicht ohne vorher Pâscalou zu sagen, daß er ein Stündchen fortbleiben werde.

Kaum hatte der Meister dem Hause den Rücken gekehrt, als eine wahre Verhexung sich seines Gehilfen bemächtigte. Wenn er jetzt die drei Hammerschläge machte und hinaufginge, würde er endlich hinter das Geheimniß kommen.

Und mechanisch wie ein Thier erhob er dreimal den schweren Hammer und ließ ihn niederfahren. Dann stieg er geräuschlos die Treppe hinan und indem er den Athem zurückhielt wie ein Dieb, öffnete er leise die Thür der Stube, in welcher Bernade schon in ihrer gewohnten Gefechtsrüstung bereit stand. Sie glaubte in ihrer Unschuld, es wäre ihr Gatte, nachdem er in der gewohnten Weise sich angekündigt hatte; und darum hielt sie still.

V.

Ich bitte Dich um Nachsicht, gütiger Leser! Denn je weiter ich in dieser meiner Geschichte komme, desto schwieriger wird es mir, sie in schicklicher Weise zu erzählen. Aber ich muß ja doch zu Ende kommen.

In einem herrlichen, nur zu kurzen Gedichte führt uns Catulle Mendès einen Löwen des römischen Zirkus vor, der sich ruhig zu den Füßen der Märtyrerin lagert, die er zerreißen sollte. Die nackte Schönheit des Weibes zähmt hier die blutgierige Wildheit des Raubthieres.

Pâscalou war kein Löwe, vielmehr ein Esel. Nichtsdestoweniger versetzte ihn der Anblick, der sich ihm darbot, in eine Aufregung, die ihn unter den gegebenen Umständen sehr ungünstig beeinflusste. Denn nachdem er unverzüglich den schmachlichen Entschluß gefaßt hatte, seinen Meister zu hörnen, (ohne Gefahr natürlich, da Bernade nicht sehen konnte, mit wem sie es zu thun habe) sah er sich plötzlich ganz ohnmächtig, in einer jener lächerlichen Situationen, welche Stendhal in einem „das Fiasko“ überschriebenen Kapitel zu schildern und zu entschuldigen versucht. Bernade, die an diese Art von Unhöflichkeit nicht gewöhnt war, gerieth darob in heftigen Zorn. Sie blieb verschleiert, sagte nichts und ließ den Unglücklichen fliehen, beladen mit der Bürde seiner Erniedrigung. Jean mußte sie betrogen haben, wenn er in einem solchen Zustande zu ihr kam. Sie sann auf schreckliche Rache. Auch sie wird ihn betrügen.

Kling! kling! kling!

— Was ist Das? Was sicht ihn denn wieder an? fragte sich Bernade erstaunt.

Diesesmal war es wirklich Jean, der auf den Ambos schlug; Jean, der in der Kneipe sich ein wenig angeheitert hatte und jetzt heimkam, um bei seiner Frau den Liebenswürdigsten zu machen.

In fröhlicher, unternehmender Stimmung und ein Liedchen pfeifend stieg er die Treppe empor und öffnete die Thür.

— Klatsch!

Er empfing eine tüchtige Ohrfeige und die Thür ward ihm heftig vor der Nase zugeschlagen.

— Ah so! dachte sich Jean; Bernade wird mich am Fenster gesehen haben, wie ich aus der Kneipe kam! ich habe im Grunde nur bekommen, was ich verdiene.

Und er stieg resignirt, wenn auch ziemlich verdrossen die Treppe wieder hinab. Denn es ist immer sehr unangenehm, wenn diese Art von Appetit unbefriedigt bleibt.

Pascalou war das Opfer seiner üblen Laune. Als er den Gehilfen mit gekreuzten Armen, in Betrachtungen über sein Mißgeschick versunken dastehen sah, übertrug er ihm die von Bernade empfangene Ohrfeige in verbesserter und vermehrter Ausgabe, indem er wüthend ausrief:

— Da hast Du, nichtsnutziger Tagedieb!

Diese Geschichte beweist abermals, daß die Strafe doch immer den wahren Schuldigen trifft.

Gedanken eines Frühjahrsflaneurs.

Die alten Weiber ärgern sich nicht so sehr über ihre eigenen sechszig Jahre, wie über die zwanzig Jahre anderer Frauen.

*

In alten Zeiten brachten die Frauen ihren Männern Kinder mit ins Haus; heute lassen sie die Kinder zuhause und bringen nur die Hörner mit.

*

Die Bürgerkrone zählt fünf Zacken; wenn Du sieben Zacken willst, mußt Du heirathen.

*

Die erste Liebe ist bei den Mädchen in der Regel nichts weiter als ein Vorstudium zur zweiten.

*

Jede Frau betrachtet sich als höchsten Selbstzweck hienieden; wenn ein König ihr huldigt, so findet sie Dies ganz natürlich.

*

Es ist leichter, in die Arme einer Frau zu gelangen, als sich daraus zu befreien.

*

Die Generale heirathen, damit ihre Adjutanten ledig bleiben können.

*

Die Liebe eines alternden Mädchens gleicht einem Schnellzug, der die gehabte Verspätung um jeden Preis hereinbringen will.

*

Das Frauenherz ist ein Liebesbrief; das süßeste Geheimniß erfährt Derjenige, der ihn erbricht.

*

Viele Bräute sollten den Schleier nicht über ihr Haupt, sondern über ihre Vergangenheit werfen.

Vorsicht.

Von Th. de Banville.

I.

Es ist oft erzählt worden, daß der große Mimiker Debureau in den letzten Augenblicken seines Lebens, als all' seiner Widerrede und seinen Abmahnungen zum Troste sein Sohn darauf bestand, des Vaters Metier zu ergreifen und Schauspieler zu werden, ihm in einer einzigen Lektion die Kunst der Pantomimik beibrachte. Wie? den Spott, die Ironie, die verliebte Phantasie, den Haß des Sklaven, die Unschuld des Kindes, den Freiheitsdrang, den Stolz, die Wollust des Nichtsthuns: Alldies in einer einzigen Stunde? Nun denn ja: der illustre Bühnenkünstler unterrichtete klar und deutlich wie ein Genie und sein Sohn hörte ihm zu und verstand ihn wie ein Genie.

Ich weiß einen andern Fall, in welchem Jemandes Erziehung in Einem Zuge vollendet wurde, aber in einer Kunst, die unendlich schwieriger und komplizirter ist als die Pantomimik.

Jean Kharo ist ein Bretone, hartnäckig und zuverlässig, stark wie eine Eiche, mit einer breiten Stirne und kurzgeschornen, schwarzen Haaren, so dicht wie ein Urwald. Im vergangenen Jahre hat er seine Studien beendet und das Diplom eines Licenciaten der Rechte erlangt. Er beabsichtigte noch zwei Wochen in der Hauptstadt zuzubringen, dann nach seiner Heimath Tréguier abzureisen und dort seine Base Luce Guéméné zu heirathen. Er dachte wieder an sie wie immer; sah sie im Geiste zart, schwächlich und lieblich, in der kleinen, alten Dorfkirche knieend oder am Strande des Meeres stehend und die großen Handelsschiffe bewundernd.

Da erhielt er ganz unvermuthet den Besuch seines Onkels Louis Hovius. Dieser war ebenfalls ein Bretone, der seinerzeit sich nicht beeilt hatte, mit seinen Studien fertig zu werden und dem noch ein gutes Stück des ehemaligen Parisers in den Gliedern stuck. Er war denn auch nicht wenig erstaunt, in das Zimmer dieses Rechtsbesliffenen so ohne Weiteres eintreten zu können und daselbst nicht eine Spur von Bändern, Stecknadeln, Mieder, Strümpfen und dergleichen mehr zu erblicken. Dieses Problem interessirte Herrn Hovius sehr und er versuchte es zu lösen. Um beim Anfang anzufangen, führte er seinen Nefen zum Frühstück ins Café Anglais, in der Hoffnung, daß die guten Weine ihm die Zunge lösen werden. Und als sie zu dem Hummer à l'américaine den flüssigen Topas sich einschenken ließen, hub der Onkel also an:

— Du kommst denn jetzt heim zu uns, bleibst bei uns und heirathest Luce. Und was willst Du sonst noch treiben? Denn Du bist jetzt Advokat und ich hoffe, Du willst Dein Leben nicht damit zubringen, in Lucens Augen zu schauen?

— Doch, doch! erwiderte Kharo lebhaft; damit will ich mein Leben zubringen und es gibt da nichts weiter. Es versteht sich von selbst, daß ich meine Besitzungen verwalten, in Wald und Feld herumreiten, Rudersfahrten zur See machen werde, — aber Alldies mit Luce oder überhaupt nicht. Und wenn ich mein Leben lang vor ihr auf den Knien liegen und ihre Augen bewundern sollte, würde ich finden, daß ich meine Zeit nicht besser hätte anwenden können.

— Du hast also nicht aufgehört, sie zu lieben?

— Mein lieber Onkel! ebenso gut könnten Sie mich fragen, ob ich zu athmen aufgehört hätte.

II.

— Ich verstehe, sagte Herr von Hovius. Aber Du wirst doch einige kleine Liebchaften gehabt haben. Womit bringst Du denn Deine Abende zu?

— Ich schlendere im Freien, durch die Straßen und am Ufer des Flusses umher; oder auch ich bleibe zu Hause, rauche meine Pfeife und lese gute Bücher. Was die kleinen Liebchaften betrifft, so habe ich deren Gottlob ebensowenig gehabt wie die Krätze. Außer Luce Guémené sind für mich keine Frauen erschaffen.

— Aber Du wirst mir doch nicht glauben machen wollen, daß Du jungfräulich geblieben bist! Und wenn Du es zufällig wärest, so würdest Du mir damit eigentlich eine lebhaftere Unruhe verursachen. Denn Du hast zwar ganz Recht, unsere theure Luce anzubeten, aber wie willst Du es anfangen, an diese arme Blume zu rühren?

— Mein lieber Onkel, erwiderte Rharo, ich bin jungfräulich wie man es sein kann, wenn man vier Jahre Rechtsstudium und überdies das Freiwilligen-Jahr hinter sich hat. Und was meine theure Luce betrifft, so werde ich sie küssen und herzen, wie mein Herz es mir rathen wird, ganz so wie alle anderen Menschenkinder. Halten Sie mich denn für einen Unhold?

Und indem er Dies sagte, legte der Riese Jean Rharo seine Hand ganz sacht auf die Lehne eines neben ihm stehenden Sessels, der im nächsten Augenblicke in Stücken am Boden lag, welche der Kellner fortzuschaffen sich beeilte.

— Du hast Recht, mein Junge, sagte Herr Hovius, ich beunruhige mich ganz überflüssiger Weise. Doch das Wetter ist schön, laß uns vor Tortoni den Kaffee nehmen und eine Zigarre rauchen. Hernach werde ich mich von Dir verabschieden, denn ich muß heute noch die Heimreise antreten.

Und indem er so sprach, heuchelte der Onkel ein Zutrauen, das er im Grunde nicht hatte. Aber als er seinen Messen verlassen hatte, sagte er sich im Stillen: „Es ist klar, daß dieser brave Junge uns die liebe, kleine Luce zermalmen wird.“ Das wollte aber der Onkel Hovius nicht und er war fest entschlossen, seine Vorsichts-Maßnahmen zu treffen.

III.

Jean Rharo bewohnte einen Zwischenstock auf dem Odéon-Platz. In der Nacht, welche der Begegnung mit seinem Oheim folgte, lag er in seinem Bette und las in einem Bande der Werke Victor Hugo's, als plötzlich mit schüchternen Hand an seine Thür geklopft oder vielmehr gekragt wurde. Er sprang vom Bette, hüllte sich in seinen Schlafrock und öffnete. Da sah er ein sehr junges Mädchen vor sich, schlank, mit unschuldsvoller Miene, fast so zart und schwächlich wie Luce.

— Ach, Herr Rharo, begann sie zu lispeln, erbarmen Sie sich meiner. Ich bin im Stiegenhause so gut wie gefangen.

— Und ich soll Ihnen die Freiheit wiedergeben?

— Nicht Das ist's, um was ich Sie bitten will. Ich komme aus dem Theater und sehe, daß ich unterwegs meinen Zimmerschlüssel verloren habe. Ich bewohne das Zimmerchen neben Ihnen. Ich habe wohl versucht, den Hausmeister wieder zu wecken, aber er schläft wie ein Murmelthier.

— Aber, mein Fräulein, es genügt, daß ich mich mit der Schulter an Ihre Thür stemme, damit sie aufgehe.

— Ja, aber dann könnte ich mich nicht einsperren und müßte vor Scham vergehen.

— Nun denn, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen mein Bett anbiete. Ich selbst will hier an meinem Tische Platz nehmen und schreibend oder lesend den Anbruch des Morgens erwarten.

— Nein, entgegnete die Unbekannte; ich will Ihnen so wenig Störung als möglich verursachen. Gehen Sie ruhig zu Bette; ich will in diesem Fauteuil schlafen und Sie werden damit Ihrer armen Nachbarin Rose Fabry einen großen Dienst erwiesen haben.

Rharo fügte sich diesem Auskunftsmittel und als die Kleine Platz genommen hatte, breitete er seine warme Reise-decke über ihre Kniee.

— Ich hoffe, sie wird Ihnen genügen, sagte er.

Doch er konnte gar nicht ahnen, wie sehr sie ihr genigte. Denn als Rharo aus Zartgefühl die Lampe ausgelöscht und sich niedergelegt hatte, entledigte sich Rose Fabry in drei Tempi ihrer Kleidung und schlüpfte zu ihm ins Bett. Sie küßte ihn auf den Mund, schmiegte sich fest an ihn und ließ ihn an seinem ganzen Körper die sanfte Wärme ihres Fleisches fühlen. Rharo hatte weder die Muße, noch die Sammlung daran zu denken, wie sehr er im Begriffe war, der einzig geliebten Luce untreu zu werden. Gleichsam in einem Abgrund versinkend war ihm, als wäre er nicht mehr er selbst und als würde sein Leben in einem andern Leben aufgehen.

IV.

Wenn es irgendwo — was sehr zu wünschen wäre — eine Hochschule für den Unterricht in Küssen und Liebkosungen gäbe, würde Rose Fabry an einer solchen Hochschule den Doctorhut maxima cum laude erhalten. Und was mehr werth als Alles: sie war für Rharo eine stumme Lehrerin, die sich auf die Universalprache beschränkte. Wie die Kraft eines Herkules sich — wenn es sein muß — mit zärtlicher Hingebung und feiner Anmuth vermählen könne: Das lernte Rharo jetzt ein für allemal. Er wußte nunmehr, wie er es anfangen müsse, seine geliebte Luce am Hochzeitsabend und allen folgenden Abende in seine Arme zu schließen, ohne sie zu erdrücken. Die Lektion währte lange, aber sie schien ihm sehr kurz, so reich war sie an Abwechslung, so erfinderisch an unvorhergesehenen Pointen. Aber schließlich konnten selbst die unerschrockenen Gefährten des Königs Arthur nicht immer kämpfen. Es kam denn auch der Augenblick, in welchem Jean Rharo, von einem gebieterischen und köstlichen Schlafe erdrückt, einschlieft. Wohl hatte er eine dunkle Ahnung von einer Frauensperson, die vor ihm steht, und von flatternden und sich bauschenden Gewändern, aber nicht um eine Million in gemünztem Golde würde er einen Finger gerührt haben.

Kunstfragen.



— Wie? Du arbeitest ohne Modell, Amélie?

— Mein Gott, die männlichen Modelle taugen nichts; sie kriegen Alle gleich das Niesen . . .



— Sie machen mir so glänzende Anträge, Herr Graf . . . und ich bin erst drei Monate beim Ballet. Was werden die Leute sagen?

— Sie werden sagen: Das ist die Kunst vom Tanzmeister.

Als er erwachte, war Niemand mehr da. Das Mädchen war weg, zerflattert wie eine Vision. Rhavo fühlte sich frei von Gewissensbissen. Dieses Abenteuer war, wie wenn Einem ein Dachziegel auf den Kopf fällt; aber er nahm sich vor, nicht mehr zu nahe an den Häusern zu gehen. Als er den Hausmeister befragte, erklärte dieser, er kenne keine Rose Fabry. Das Zimmer, welches sie zu bewohnen vorgab, war in Wirklichkeit von einem alten Professor der Mathematik, Namens Royrit bewohnt, von einem Manne mit kahlem Schädel, mächtiger Adlernase und langem, weißem Barte. Rhavo konnte demnach seiner Besucherin weder ein Perlenhalsband, noch Brillanten-Ohrgehänge zum Geschenke anbieten. Und doch schuldete er ihr die Fähigkeit, (mit Ausnahme dieses einzigen Zwischenfalles, den er vergessen mußte) seiner theuren Luce treu zu bleiben, ohne an ihrer Seite ein Ungethüm zu sein.

Der Onkel Govius aber sandte aus Tréguier an Rose Fabry, diese geschickte Künstlerin, einen herzlichen Dank nebst einem Päckchen Bankbillets. Und selbst ohne dieses Geschenk würde die Fabry gefunden haben, daß sie bei dem Abenteuer nichts verloren habe, da sie einmal der glückliche Zufall mit einem jener starken Söhne der Erde zusammengeführt hatte, die im Nothfalle Wölfe zu erwürgen und Eichen zu entwurzeln vermögen.



Aus der Zofenwelt.

Madame P. hat das hübsche Suschen in ihren Dienst genommen, sich aber ausdrücklich bedungen, daß kein Liebhaber zu ihr ins Haus kommen dürfe. Dies hindert nicht, daß die „Gnädige“ gleich am ersten Abend einen strammen Füseler in Suschens Stube trifft.

— Also doch ein Liebhaber? ruft sie erzürnt.

— Nein, Madame, es ist nur sein Freund.

Ein Enttäuschter.

Herr K., der eine Comtesse zur Frau genommen hat, schneidet in der Brautnacht allerlei Grimassen und macht seiner jungen Frau eine Scene.

— Meine Herr! ruft das blaublütige Dämchen stolz, Sie vergessen, daß ich Vorsahren hatte! . . .

— Im Gegentheil: ich merke, daß ich auch welche hatte . . .

*

Boudoir-Monolog der kleinen Frau K.

— Ich muß meinen Mann doch fragen, ob er gestern Abends in seinem Club Glück gehabt habe. Wenn das Sprichwort ein Wahrwort ist, muß er große Summen gewonnen haben . . .

*

Im Gasthose.

Ein Ehepaar ist in einem Gasthose abgestiegen und überläßt sich in dem ihm angewiesenen Zimmer con amore den legitimen Liebesfreunden. Die Leutchen benehmen sich hiebei mit einer solch' geräuschvollen Ungenirtheit, daß der im Nachbarzimmer einquartierte Reisende in seiner Nachtruhe gestört ist. Insbesondere ist es die junge Frau, die ihren überquellenden Gefühlen freien Lauf läßt und ein um das andere Mal ausruft: „O, Du lieber, süßer Mann! Dich sollte man vergolden!“ Als der Nachbar nach schlecht verbrachter Nacht am andern Morgen sein Zimmer verläßt, kann er es sich nicht versagen, an der Thür des Ehepaars, das jetzt in tiefem Schlummer liegt, anzuklopfen.

— Wer ist da? ruft der Gatte, jäh aus dem Schlafe auffahrend.

— Der Vergolder! lautet die Antwort.

*

Er kann nicht.

Moses Zeittleles ist in seiner Vaterstadt ein vielgeachteter Fleckpuger, denn er versteht sein Geschäft meisterhaft und stellt alle Welt zufrieden. Nur seinen eigenen äußeren Menschen vernachlässigt Moses in schöner Weise. Er erscheint bei seinen Kunden in einem Rocke, so schmierig und fleckig, als ob er alle Flecken in sich aufgenommen hätte, die sein Träger jemals aus den Kleidern anderer Leute mit kundiger Hand entfernt hat.

Eines Tages findet sich unter den Kunden des Fleckpugers ein wohlwollender Gönner, der ihn fragt:

— Sagt mir, Moses, warum putzt Ihr Euch den eigenen Rock nicht aus?

— Theuerster Herr v. Goldberger! Dazu habe ich keine Zeit. Ich habe acht Kinder und die wollen Brod, viel Brod.

— Da habt Ihr zwei Gulden, putzt Euch dafür den Rock aus.

— Küß die Hand, gnädiger Herr!

Drei Tage später trifft Herr Goldberger den Fleckpuger Moses auf der Straße, dessen Rock schmieriger ist denn je.

— Nun, Moses, warum habt Ihr Euch den Rock nicht ausgeputzt? fragt der Gönner.

— Theuerster Herr von Goldberger! Ich habe mir zuhause den Rock genauer betrachtet und eingesehen, daß ich ihn für zwei Gulden unmöglich ausputzen kann.



Das andere Muttermal.

Novelle von Nanu.

I.

Sie war in allen Stücken ein bezauberndes Weib; aber geradezu empörend schön an ihr war die Hautfarbe. Ach, welcher Teint! Schimmernd weiß und dabei von einem rofigen Infarnat angehaucht, wie wenn auf Alpenschnee Aurora ihre Rosen streut. Einst — als Mädchen noch — erschien sie in einem defolletirten Kleide auf dem Ball. Die üppigen Arme, der aus dem Nieder hervorquellende Busen, der schlanke, edelgeformte Hals: sie schimmerten so verführerisch in ihrem blendenden Kolorit, daß ein Tänzer sie mitten in der Quadrille stehen ließ mit den mühsam hervorgepreßten Worten: „Mein Fräulein, ich muß fliehen, Sie machen mich rasend!“ In der That, ihr Teint hatte es ihm angethan!

Und am folgenden Tage meldete sich der selbige Tänzer — Professor Leopold Harden — bei ihren Eltern und hielt um ihre Hand an. Er könne nicht Ruhe finden, wenn dieses verückende Wesen nicht ihm angehörig würde; o, man möge Erbarmen mit ihm haben, er schmachte und verschmachte, — und was dergleichen schöne Freierphrasen mehr sind. Er war eine gute Partie, der Professor; ein schönes Gehalt, eine angesehene Stellung, ein Name von gutem Klang in der Gelehrtenwelt, im Ganzen kein übler Junge; dazu eine hübsche Erscheinung, treuherzige braune Augen, nur ein bißchen zerstreut, aber so sind sie nun mal Alle, die Gelehrten — — Kurz und gut, Mama sagte Ja, Papa sprach Amen und Emma schwieg erröthend. Hoch das neuerlobte Paar!

II.

Brautnacht, Schlafgemach, mattrothe Ampel, milder, süßer Duft. O, es war betäubend! Von der Treppe her erscholl noch das Geplauder und Gepolter der sich entfernenden Hochzeitsgäste, hier aber in Aphroditens neugeweihtem Heiligthume sangen unsichtbare Chöre die Ouvertüre einer großen, herrlichen

Liebeshymne. Auf einer Causeuse hockend, starrte der Bräutigam das holde Wesen an, von welchem die weiße Atlashülle Stück um Stück rauschend zu Boden sank.

— Emma! könnte es in gurgelnden Lauten wollusttrunken, begehrend, fast verzweifelnd von der Causeuse her. Emma, denkst Du noch an die Quadrille, wo ich fliehen mußte, weil dieser Nacken, diese Arme, diese Büste mich toll machten? Und nun bist Du mein, mein sind Arme, Büste, Nacken, mein ist alles Andere, mein bist Du ganz, mein allein! . . .

Sichernd und schämig wandte sie den Kopf zu ihm, den schelmischen Blondkopf, und mit anmuthiger Koketterie meinte sie:

— Ja, nun hast Du mich ganz, Du Quadrille-Deser-
teur, Du Feigling, Du böser Mann!

Dabei trat sie aus den Atlaszellen des bereits abgestreiften Kleides heraus und stand, nur noch das Nieder über dem Hemde, in der Mitte des Gemachs, wie die Schönheitsgöttin, der schäumenden Fluth entsteigend. Nur daß Venus die Füßchen sicherlich nicht in winzigen, weißen Seidenschuhen stecken, noch die Beine in so entzückende lila Seidenstrümpfe gehüllt hatte . . . Theilte sich der Braut die sehnsuchtsvolle Ungeduld des Bräutigams mit, oder war eine begreifliche Befangenheit daran schuld? Kurz und gut, Emma war nicht im Stande, das Niederband zu lösen, wie sehr sie sich damit auch abquälen mochte. Endlich riß der Faden ihrer Geduld und mit naiver Hast sprach sie:

— Geh', Leopold, laß' mich nicht so abquälen! Sei hübsch galant und hilf mir!

Der Bräutigam eilte hinzu. Was er in süßem Schauer bislang nur ahnte, das sollte er nun schauen und berühren dürfen: o großer, schöner Augenblick! Er stand dicht an ihrer Seite und bückte sich zum Niederbande herab. Das weiche, weiße Linnen des Hemdes berührte kosend seinen Bart und warme Parfums entströmten dem Leibe, dessen schwellende Formen unter der zarten Hülle wonneverheißend hervorlugten. Leopold war betäubt; er sank auf die Kniee, umfaßte mit beiden Armen die Taille seiner Braut und drückte unterhalb des Nieders einen langen Kuß auf das Hemd. Auch erfaßte er so ungestüm das störrige Band, daß es entzweiriß; das Nieder sank, das eingezwängte Fleisch dehnte sich aus und das Hemd glitt von der rechten Schulter ein wenig ab. Leopold bedeckte nun den entblößten Rücken mit seinen heißen Küßen, in denen er erst innehielt, als er in der Taillengegend auf ein Muttermal stieß, auf ein kleines, braunes Muttermal, nicht größer als eine Erbse, das inmitten dieser schneeweißigen Fläche sich gar lieblich-neckisch ausnahm. Wonnig überrascht, rief er aus:

— Ah, ein Muttermal!

Sie aber, als ob dieser Ausruf sie aus den Phantasieen der keuschen Verlegenheit wieder in die Wirklichkeit hereingezaubert hätte, bemerkte:

— O, ich habe noch ein zweites Muttermal.

— Wo? fragte er wonnebebend. Wo, mein einziges, süßes Kind?

Nun schoß ihr aber eine Blutwelle ins Angesicht; sie wurde arg verlegen und wies nur mit dem Finger — irgendwohin.

Eine topographisch genaue Angabe über den Ort des zweiten Muttermals mag mir erlassen werden . . . Genug, Leopold fand nun einen weitem Vorwand zum Küßen und er küßte und küßte . . . Und unsichtbare Chöre sangen im Brautgemache herrliche Liebeshymnen . . .

III.

Graf Oskar von Mentth war ein Freund des Professors Leopold Harden geworden. Wie es zu solch innigem Freundschaftsbunde gekommen, das wußte Leopold eigentlich selber nicht. Emma hatte ihm den Grafen als einen alten Bekannten vorgestellt und von der Stunde ab wurden die Beziehungen der beiden Männer immer inniger. Es schmeichelte dem Professor, daß Graf Oskar, ein junger Kavaliere von vornehmer Lebensstellung, seinen Umgang suchte und auch der Graf schien Leopold mit ungewöhnlicher Wärme zugethan. Es gab reizende Diners und Ausflüge zu Dreien, Leopold fügte sich bald darein, daß Graf Oskar unzertrennlich von ihm sei. Auch bekamen die guten Beziehungen den beiden Männern recht wohl: der Professor, von Haus aus ernst und schwerfällig, nahm etwas von den eleganten lebemannischen Manieren seines aristokratischen Freundes an; dem Grafen aber, einem flotten, tollen Viveur, theilte sich wenigstens der äußere Schein ernsterer Veranlagung mit. Auf letztere Ursache ist es wohl zurückzuführen, daß Herr von Mentth, des Müßigganges überdrüssig geworden, sich einer Beschäftigung widmete, welche, halb Kunst halb Spielerei, ihm einige Zerstreuung bot und die Stunden der ärgsten Langweile todtzuschlagen half. Er wurde Amateur-Photograph und gab sich dieser Liebhaberei mit einer Passion hin, die mit jedem Tage zunahm.

Eines Tages erschien Leopold bei dem Grafen, wie gewöhnlich um fünf Uhr Nachmittags, auf ein Plauderstündchen. Oskar war noch nicht zu Hause und der Professor erwartete seine Ankunft im Salon. Zum Zeitvertreibe blätterte er in einem Album, das eine Anzahl Amateur-Photographien, Werke der Mußestunden Oskars, enthielt. Schmunzelnd betrachtete Leopold Bild um Bild. Ein Taufensassa, dieser Graf Oskar! Lauter Frauenbildnisse — sicherlich die Konterfeis jener Damen, mit welchen der Lebemann ein trautes, flüchtiges Liebesglück genossen. Und welche künstlerische Phantasie in diesen, im Grunde doch nur durch mechanische Einrichtungen erzielten Bildern! Wie fein versteht es dieser findige Amateur, der spröden Platte des photographischen Apparates so reizende, weiche Effekte pittoresker Anmuth abzugewinnen! Der hüllenlose Frauenleib feierte Triumphe seiner sieghaften Schönheit in diesen Bildern. Und wie diskret war das Alles ausgeführt! Das Angesicht war — um die gebotene Diskretion zu wahren — zumeist abgewandt, so daß nichts, oder doch nur ganz wenig, zu wenig, davon zu schauen war. Umso ausführlicher waren aber die übrigen Theile des Körpers behandelt. Schlanke Rücken, üppige Hemisphären, Schenkel zum Anbeißen, Waden zum Rasendwerden. Ei, dieser Oskar hatte ja ein närrisches Glück bei den Weibern — und war nicht allein in der Photographie ein glücklicher Liebhaber! . . . Gefügelt von einem seltsamen Genuße, blätterte Leopold weiter. Aber Hölle und Teufel! was ist Das? Der Professor erblaßte plötzlich und kalter Schweiß

perlte ihm von der Stirne. Hier, dieses Bildniß, diese Reversseite einer Frauengestalt, mit dem Muttermal auf dem Rücken rechts unterhalb des Schulterblattes — gerechter Himmel, war das nicht Emma? Entsetzt sprang er auf und eilte ans offene Fenster, um nicht auf der Stelle zu ersticken. Jawohl, sie muß es sein; rein unmöglich, daß ein anderes Weib ein Muttermal, genau so groß, genau von derselben Form einer Erbse, genau an der gleichen Stelle habe!

Von einer unheimlichen Leidenschaft gepackt, rannte er von dannen, schnurstracks nach Hause und dabei schnurstracks in Emma's Salon. O, wenn er sie da fand! Wie wollte er sie inquiriren, zum Schuldgeständniß zwingen, ihr dann Worte der Verachtung ins Antlitz schleudern und sie verlassen für immer, jawohl für immer!

Aber sie war nicht zu Hause. Die Dienstleute sagten, Madame wäre vor zwei Stunden ausgegangen und würde erst in einer Stunde wiederkommen; es gäbe viele Einkäufe zu besorgen.

Bleich und verzweifelt sank er auf das Sopha hin. Er wartete . . .

IV.

Der Salon des Grafen Oskar.

Leuchtenden Auges, lustgesättigt treten Emma und Oskar ein. Sie hatten ein seliges Stündchen in dem nächst der Stadt gelegenen Landhause des Grafen verbracht und ein tolles Verlangen trieb Emma in das Heim ihres Geliebten, um hier vor ihrer Rückkehr in ihre Wohnung noch einige Minuten zu verbringen. Da gewahrte Oskar, wie das Album zerknüllt auf dem Fußboden lag. Er klingelte, von einer bösen Ahnung befallen. Der Diener erschien,

— War Jemand da?

— Gewiß, Herr Graf. Der Herr Professor hatte hier den Herrn Grafen eine Weile erwartet.

— Gut, Du kannst gehen.

Damit sank er schreckensbleich in einen Fauteuil.

Emma lispelte:

— Wir sind verloren!

Oskar wiederholte resignirt in dumpfem Tone:

— Verloren!

Doch die merkwürdige Geistesgegenwart, welche die Frauen in kritischen Augenblicken nie verläßt, half auch da. Emma raffte sich bald auf und sprach:

— Höre, Oskar! Es gibt eine Rettung. Diese will ich versuchen. Mißlingt die Probe, nun, so haben wir dann noch immer Zeit zum Verzweifeln.

Eine Umarmung, ein Kuß, und sie rauschte von dannen.

V.

Als Leopold am Abend von eifersüchtigen Zweifeln gepeinigt, in das Zimmer seiner Frau stürmte, blieb er mit einem Ah! der Bewunderung an der Thür stehen. Emma stand vor dem großen Spiegel und machte ihre Nacht-Toilette. Sie lächelte selbstgefällig ihr aus dem Spiegel entgegenleuchtendes

Bild an und that sehr überrascht, als sie des Gatten ansichtig wurde.

Sein glühender Blick heftete sich an das Muttermal auf dem Rücken, als wollte er ihren Leib an jener Stelle durchbohren.

Sie merkte es und brach plötzlich in Thränen aus.

— Du siehst an mir nichts mehr, als dieses Muttermal, schluchzte sie. Du willst nichts mehr an mir sehen, nur die häßliche Insel in dem, was Du so oft ein Schönheitsmeer genannt hast! Gut denn: lasse mich so malen, oder photographiren, damit Du es immer vor Augen habest, was unter meinen Reizen ein geringer Makel ist. Aber nein, das wird nicht genügen! Ein Muttermal auf dem Rücken, das können Viele haben. Auch haben Viele ein solches. Ich kenne unter meinen Freundinnen drei, die mit dem gleichen Schönheitsfehler behaftet sind.

Leopold war entwaffnet. In der That, auf dem Rücken hat so Manche ein Muttermal. Und das Bild bei Oskar, kann es nicht von einer Andern, vielleicht gar von einer ihrer drei Freundinnen sein? Ja, wenn auf dem Bilde das andere Muttermal zu sehen wäre — das würde schon als vollgiltiger Beweis gelten dürfen. Aber auf dem Rücken; das beweist nichts, das haben ja Viele, Viele . . .

Und er warf sich auf die Kniee vor ihr und bedeckte das andere Muttermal mit heißen Küßen.

Und unsichtbare Chöre stimmten im Gemache eine jauchzende Liebeshymne an . . .



Gewarnt.

Kind! Ich liebe Dich zum Fressen,
 Dem Du bist verteuelt schneidig!
 Ausnahmsweise folg' ich einer
 Und die ander'n Schönen meid' ich.
 Was zumeist den Sinn berücket
 Ist der Busen rund, die Hüften;
 — — — — —
 Da Du nur dem Gatten wolltest
 Deiner Formen Schleier lüften,
 Hätt' ich Dich zum Cheweibe
 Mir erwählt bei einem Haare!
 Doch die Bofe warnt mich kichernd:
 „Alles Gummi! Feinste Waare!“





Begierde und Besitz.

Ein Kapitel über die Liebe.

Von Colombine.

*

Am Schlusse, nach einigen mit Geist zum Besten gegebenen Geschichtchen, die jenen von gestern und jenen von morgen glichen; nach einigen boshaften Spöttereien über die bevorstehende Ehescheidung des armen Grafen Hablonde, der nach dreijähriger Ehe wahrgenommen hatte, daß seine Frau die Musik zu vier Händen allzusehr liebe, und über die Ehescheidung der Lady Cowes, die ihren Gatten endlich dazu vermocht hat, sie auf frischer That zu erwischen, kam man auch auf die Liebe zu sprechen in der Gesellschaft, welche das Sopha umgab, auf welchem Frau von Rivoire, so schön und so blond in ihrem Kleide von schwarzen Spitzen, sich mit langsamer Handbewegung Luft zufächelte und von Zeit zu Zeit lächelte, um nicht auf alle die verwirrenden und kühnen Fragen antworten zu müssen, die an sie gerichtet wurden.

Durch die offenen Fenster sah man ein Stück blauen Himmel und die dichten Büschel des Flieders sandten ihren be rauschenden Duft in den Salon.

— Was mich betrifft, sagte Frau von Carnoules, indem sie ihre Theetasse auf den Tisch hinstellte, — was mich betrifft, kenne ich nichts Besseres, als die ersten Zärtlichkeiten, die ersten Berührungen, die ersten Küsse, als jene unvollendeten, unbestimmten Empfindungen, die uns entzücken und zugleich um den Willen und den Verstand bringen.

Das ganze Glück der Liebe liegt in der Begierde, in dem Traum, der Kopf und Herz erfüllt, in dem Unbekannten, das man beklommen und fieberhaft verfolgt, das man zu errathen sucht in dem Zagen, in der Erregtheit, in welche der Schein eines Geständnisses, der Klang einer Stimme, die plötzliche Milde eines Blickes uns versetzt.

Ist es möglich, die Stunden zu vergessen, in welchen man einem Liebhaber anhänglich zu werden beginnt, in welchen man seinen Geschmack, seine Wünsche, seine Launen, seine Seele studirt, in welchen man allmählig alle Willenskraft, alle Vernunft verliert, in welchen man schließlich in einer despotischen, alle Nerven lähmenden Versuchung untergeht, gleichsam hypnotisirt wird? Ach, welche Freude, wenn man sich begegnet, und wäre es auch nur einen Augenblick, wenn man auch nur von gleichgiltigen Dingen spricht, wenn man vermöge einer magischen Eingebung sich plötzlich erräth!

Es ist kindisch und köstlich zugleich. Keine Eifersucht, keine Uebersättigung, kein Widerwille stört diese vollkommene Seligkeit. Man schreibt sich lange Briefe voll naiver, freier Leidenschaft, Briefe, die man mit närrischen Küssen bedeckt, indem man sie liest und abermals liest. Man betet sich gegenseitig an, um schier den Verstand darüber zu verlieren. Alles ist gut, Alles ist schön, Alles ist himmelblau. In den banalsten

Händedrücken liegt eine unerklärliche Gewalt. Die Musik, die man in demselben Saale hört, die Landschaften, die man zusammen betrachtet, die Eindrücke, die man im Alltagsleben empfängt: sie betäuben uns wie ein feiner Likör. Und die Rendezvous, die man nach tausend glühenden Bitten bewilligt hat, im Dunkel einer menschenleeren Kirche, in einem öffentlichen Garten, in einem Miethwagen, der an der Ecke einer entlegenen Straße harret; diese so lang ersehnten, so lang erhofften Rendezvous, wo wir vor Liebe zu vergehen glauben, weil Derjenige, den wir lieben, da ist, ganz nahe bei uns, weil wir ihm endlich sagen können, daß wir ihn lieben, anbeten, von ihm träumen; die Rendezvous, bei welchen man alle Geschmeidigkeit einbüßt und sich willenlos hingibt, wo man nicht anders kann als in wonniger, immer wieder erwachender Schämigkeit die Lippen zum Kusse zu bieten!

Und die Stufenleiter dieser Küsse, die anfänglich schüchtern, ängstlich, fast ungeschickt sind und so flüchtig, so verstohlen, daß man sie kaum genießt, dann länger verweilen, sich ergözen in den Grübchen, im Nacken, an den Malen, welche die weiße und rosige Haut da und dort dunkler färben; hernach ihren Lauf nehmen über die Haare, die Augenlider und endlich auf die Lippen, von welchen die einschläfernden Liebkosungen, die betäubenden Wonnen ausgehen; vielfältige, zarte, scharfsinnige Liebkosungen, die den Durst löschen, wie wenn man im heißen Sommer in eine rosige Wassermelone beißt; Liebkosungen, für die man sein Leben hingeben möchte und deren Wonnickeit man in dem ganzen überreizten und besessenen Leibe behält.

Jawohl, das ganze Liebesglück liegt in den Schauern der Begierde, in dem Vorpiel der verfeinerten und entzückenden Empfindungen, die keine Folge, kein Ende haben, die verdrosene, widerwärtige Ermattung nicht kennen.

Meine liebsten Erinnerungen sind die an einen Kuß auf die Lippen, an einem nebeligen Morgen, in einem Wagen, hinter einem großen Weidenstrauch, den er zwischen unsere an einander ruhenden Köpfe hielt und der uns in seinen balsamischen Duft gleichsam einhüllte; dann die Erinnerung an einen Spaziergang, eines Abends, in den Alleen des Gehölzes, mit Einem, dessen Stimme einschmeichelnd war wie Musik, und der sich von Zeit zu Zeit auf meinen Arm stützte, als ob er fürchtete, mich zu verlieren oder diese kurzen Augenblicke der Seligkeit allzu schnell beendet zu sehen.

Und ich habe jene Angst vor dem verhängnißvollen „Morgen“, welche die stärksten, die klügsten Frauen nicht immer überwinden können, die Angst vor dem, was nachher kommt, die mich stets bedroht, ermüdet, mit Abscheu gegen die Männer erfüllt, selbst gegen jene, die ich am meisten liebte, die ich bis in den Tod geliebt hätte.

*

Graf B a j a m o n t zuckte mit den Achseln. Es ist ein kräftiger Junge mit rothen Wangen und breiten Schultern, ein Faun ohne Zottelbart und Pferdefuß. Mit einem breiten, geringschätzigen Lachen rief er aus:

— Wozu wäre die Liebe gut? wozu wären die Frauen schön und wünschenswerth, wenn nicht dazu, daß man sie mit starken Armen umfange wie eine Beute und sie genieße bis zur Raserei? wenn nicht dazu, daß die Freudenjucher ihre

Kraft und ihren Verstand verlieren in der magnetischen Berührung dieser geschmeidigen, anmuthvollen Leiber, sie zu besitzen und zu bändigen, wie sie uns besitzen und bändigen?

Was nützt mir die eitle Aussicht auf das Paradies? was nützt mir ein Festmahl, bei welchem ich die reich besetzte Tafel nur schauen darf, um dann mit knurrendem Magen von dannen zu gehen, wüthend und gierig, daß ich Alles umwerfen, zerreißen, plündern möchte? Was nützen mir die leeren Küsse, die mich aus meiner Ruhe bringen, aber nicht befriedigen, die Lippen, die sich mir darbieten, während der Körper sich mir entzieht?

Ich liebe das Weib um der Wollust willen, die es uns bietet, um des Wunderwerkes willen, das sein Körper ist vom Scheitel bis zu den Ferse, um der Lippen, um des Busens mit den rosigen Spizen, um alldessen willen, was diesem Wunderwerke Geheimnißvolles, Sinnverwirrendes, Räthselhaftes innewohnt. Wenn es noch eine Hölle gäbe, wäre ich zur Verdammniß bereit, nur um die Erstbeste entkleiden zu dürfen, die mich in Versuchung führt, sei es in der vornehmen Gesellschaft, sei es auf der Straße; um ihr Leibchen aufzustecken zu dürfen, um sie bei hellem Lichte ganz nackt zu sehen, mit ihren Rücken, ihrem Hemde, ihren Spizen am Boden ausgestreut, um sie mit starken Armen nach meinem Bette zu tragen, sie mit meinen Liebkosungen einzuhüllen und zu erstickern, sie unzusammenhängende Klageworte stammeln zu hören, sie halbtodt zu sehen zwischen den umhergestreuten Kissen.

Eine Frau liebt nicht, wenn sie nicht bis ans Ende geht, wenn sie nicht die Geliebte wird, nachdem sie die Freundin und Genossin gewesen. Und fürwahr! die tollen Freuden einer Liebesnacht sind mehr werth, als alle romantischen Gefühlsduseleien, als alle Tändeleien, die nur von schlecht gehaltenen oder ungeschickten Frauen erfunden wurden, die vor dem Entkleiden zurückscheuen, vor dieser höchsten Probe, bei der man sie beurtheilen und klassiren könnte. Kann der Kuß eines ersten Rendezvous sich jemals mit der Lieblichkeit des weichen und dankbaren Umfangens messen, welches dem Liebesgefachte folgt, mit der Lieblichkeit der süßen Ruhe, in der die Glieder sich wieder dehnen, in der man sich aus aufrichtiger Seele schwört, sich ewig zu lieben und nie zu verlassen?

*

Die Marquise Gilberte unterbrach ihn hier und wandte sich an Frau von Rivoire, die noch immer fortfuhr, sich mit langsamer Handbewegung zu fächeln:

— Adrienne, wollen Sie uns die Lösung des Räthfels geben?

Adrienne lächelte wieder und sagte dann in ihrer kargen Weise und mit einem milden Blick ihrer tiefblauen Augen;

— Beide haben Recht. In der Liebe ist der Beginn köstlich, die Mitte ist das Einzige, was uns für die Dummheit und Bosheit der Menschen zu trösten vermag und besser als diese Mitte kann nur noch — das Ende sein.

Und doch, wenn man nicht glücklich, sehr glücklich gewesen, ist es so gut sich zu erinnern, zu bedauern und immer noch zu hoffen, daß man vielleicht noch einmal anfangen, noch einmal geliebt, noch einmal glücklich sein werde . . .



— Wenn ich Ihnen meinen Ruf opfere, Graf, was haben Sie mir im Tausch dafür zu bieten?

— Nun, den meinigen!

Caviar-Schnitten.

Auf der Eisenbahn.

In einem Coupé des Omnibus-Zuges nach Preßburg sitzen drei Söhne des auserwählten Volkes. Die Herren kennen einander nicht und suchen in ihrer Weise Bekanntschaft zu machen.

— Womit handeln Sie? fragt der Eine seinen Nachbar.

— Ich handle mit Wolle. Und Sie?

— Ich handle mit Federn.

Nun wenden sich diese Beiden an den Dritten.

— Und womit handeln Sie, Herr?

— Ich handle mit häßlichen Freudenmädchen.

— ??

— Nun ja; den schönen geb' ich was sie verlangen, mit den häßlichen aber handle ich.

*

Kinder mund.

Der kleine Willy wird von seinem Erzieher im Stadtparke spazieren geführt. Da erblickt er eine Negerin, die auf einer Bank sitzend, einem ihr anvertrauten Säugling die Brust reicht.

Willy kann sich die Situation nicht erklären und wendet sich an seinen Lehrer mit der Frage:

— Herr Müller! trinkt denn dieses kleine Kind schon schwarzen Kaffee?

*

Vorsicht.

In einem Etablissement, wo Liebe zum fixen Preise von 20 Mark verkauft wird und wo Alles ganz geschäftsmäßig eingerichtet ist, besteht der Brauch, daß die Kunden im Parterre am Kaffeetisch ihre Tage zu entrichten haben; dann erst wird ihnen der Aufstieg in die Höhen des Paradieses gestattet. Neulich ereignete es sich in dieser Anstalt, daß ein Unbekannter, nachdem er die finanzielle Seite des Geschäftes erledigt hatte, sich eben der angenehmeren Seite desselben widmen wollte, als von unten heftig geläutet wurde. Als seine Genossin, die ihm ein Stündchen versüßen sollte, sich nach der Ursache der Störung erkundigte, rief man ihr von unten zu:

— Halt' ein, Ida! das Zwanzigmarkstück ist falsch!

*

Von der Straße.

Ein junges Trottoirdäuschen verfolgt einen alten Herrn.

— Höre doch, mein Vater! . . . Fünf Minuten bloß . . .

— Fünf Minuten? Ehren Sie meine weißen Haare!

*

Beim Arzte.

Eine alte Cocotte klagt dem Arzte ihre körperlichen Leiden.

— In der Nacht, sagt sie, ist's mir, als läge mir eine ungeheure Last auf dem Magen und wenn ich aufwache und taste, ist's nichts, nichts . . . nicht einmal ein Mann.



**Zurück Verweg'ner!
Hier liegen die Geheimnisse der Lady!**

(Maria Stuart.)

Auf der Abendröthe Flügeln
Eil' ich hin zu Dir, o Cheure!
Daß ich, Dir zu Füßen ruhend,
Ew'ger Treue Schwur erneu're;

Daß ich mich von Deiner Locken
Duft umfächelt selig wähne:
Lächeln Dir entlocke, einzig
Nur zu schau'n den Glanz der Bühne!

Doch Du bist o Holde! leider
Bei der Abendtoilette,
Wie mir schämig dreist verkündet
Deine Bofe, die kokette;

Nun ich warte! Magst Du Engel!
Ruhig Deine Kleidung tauschen!
Oder sollt' ich an dem Teppich
Dort, dem golddurchwirkten lauschen?!

Ja! Ich wag' es kühn! Ob immer
Ich auch indiscret erscheine;
Bist Du doch in wenig Wochen,
Wenn der Himmel will, die Kleine!

Du nicht da!? Doch dort die winzig
Kleine Kleidung Deiner Füße!
Dort der zarte Strumpf von Seide,
Und der Panzer o, der süße!

Dort die wohlbekannte, leichte
Morgenhülle Deiner Glieder;
Und die schwere Abendrobe
Gleitet dort zum Boden nieder!

Rings ein angenehmer Duft nach
Eau de fleur de lis de Lohse!
Ha! Dort hinten! — Sporenstiefel
Und 'ne Herrenunter—jacke!

X.

(4.) **Die Erbschaft.**

Roman von Guy de Maupassant.

V.

Allein, ihre noch immer gehegten, immer wieder neu belebten Hoffnungen wollten sich nicht verwirklichen. Als sie, trotz der Ausdauer Lesable's und dem guten Willen seiner Lebensgefährtin, von Monat zu Monat ihre Erwartungen scheitern sahen, bemächtigten sich ihrer abermals Angst und Sorge. Unaufhörlich warf Einer dem Andern den Mißerfolg vor, und der verzweifelte, erschöpfte, abgezehrte Gatte hatte hauptsächlich durch die Rohheit Cachelin's zu leiden, der in ihren häuslichen Zwistigkeiten ihn nur den „Herrn Hahn“ nannte, ohne Zweifel in Erinnerung an jenen Tag, an welchem sein Schwiegersohn ihn schier eine Flasche ins Gesicht schleuderte, weil er ihn „Kapauner“ genannt hatte.

Durch ihre Instinkte vereint und in ewiger Wuth wegen dieses so nahen und doch so schwer erreichbaren großen Vermögens sannan Vater und Tochter unablässig auf Mittel, um diesen Unvermögenden, von dem all' ihr Unglück herkam, zu demüthigen und zu quälen.

Wenn sie zu Tische gingen, wiederholte Cora täglich: „Wir haben wenig zu essen; es wäre anders, wenn wir reich wären. Meine Schuld ist es nicht.“

Wenn Lesable nach seinem Bureau ging, rief sie aus ihrem Zimmer ihm nach: „Nimm Deinen Regenschirm, um mir nicht schmutzig wie ein Omnibusrad heimzukommen. Meine Schuld ist es nicht, daß Du noch immer als Fingerfex Dein Leben fristen mußt.“

Wenn sie selbst sich anschickte auszugehen, unterließ sie es nie zu sagen: „Wenn ich einen andern Mann bekommen hätte, könnte ich meinen Wagen haben.“

Zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit dachte sie an Das, stichelte sie ihren Mann mit einem Vorwurfe, einer Beschimpfung, indem sie ihn allein für den Verlust dieses Geldes verantwortlich machte.

Eines Abends verlor er endlich die Geduld und rief aus: „Himmel und Hölle! wirst Du endlich schweigen? An Dir allein liegt die Schuld, wenn wir kein Kind haben; denn was mich betrifft, so habe ich eines! . . .“

Damit log er; aber er wollte Alles eher, als diese ewigen Schmähungen wegen seines Unvermögens.

Sie schaute ihn anfänglich erstaunt an und suchte die Wahrheit in seinen Augen zu lesen. Dann begriff sie und sagte verräthlich: „Du hast ein Kind? Du?“

Er erwiderte mit frecher Stirne: „Ja, ein natürliches Kind, das ich in Asnières erziehen lasse.“

Sie entgegnete gelassen: „Gut denn; wir wollen es morgen besuchen; ich will sehen, wie es geschaffen ist.“

Er erröthete bis über die Ohren und stammelte: „Wie Du willst.“

Am andern Morgen stand Cora um sieben Uhr auf und da Lesable hierüber erstaunt war, sagte sie: „Gehen wir nicht Dein Kind besuchen? Du hast es mir doch gestern versprochen. Solltest Du zufällig heute kein Kind mehr haben?“

Er sprang vom Bette und rief: „Nicht mein Kind wollen wir besuchen, sondern einen Arzt. Der wird Dir Deinen Fall auseinandersetzen.“

Als eine Frau, die ihrer selbst sicher ist, erwiderte sie: „Gut; Das ist mir nur erwünscht.“

Cachelin übernahm es, im Ministerium zu melden, daß sein Schwiegersohn krank sei. Schlag ein Uhr läutete das Ehepaar Lesable an der Thür des Doktor Lesfilloul, der über die Kindererzeugung mehrere gelehrte Werke geschrieben hatte.

Sie betraten einen Salon, der mit weißen Tapeten und Goldleisten decorirt war. Trotz der vielen Sessel, die da waren, schien das Gemach kahl und unbewohnt. Sie nahmen Platz. Lesable war erregt, beschämt und zitterte am ganzen Leibe. Endlich kamen sie an die Reihe; sie wurden in das Cabinet des Arztes eingelassen, eines kleinen, dicken Mannes, der sie kühl und zeremoniös empfing.

Er erwartete ihre Erklärungen; allein Lesable war roth bis über die Ohren und fand kein Wort zu sagen. Da entschloß sich denn seine Frau; mit ruhiger Stimme, als eine Person, die zu Allem entschlossen ist, um zu ihrem Ziele zu gelangen, sagte sie: „Herr Doktor! wir kommen zu Ihnen, weil wir keine Kinder haben. Ein großes Vermögen hängt für uns davon ab, daß wir ein Kind bekommen.“

Die Berathung war langwierig, eingehend und peinlich. Nur Cora schien nicht genirt, überließ sich der genauen Untersuchung des Arztes mit der Miene einer Person, die ein höheres Ziel im Auge hat.

Nachdem er die beiden Ehegatten über eine Stunde untersucht hatte, hielt der Arzt mit seinem Urtheil zurück.

„Ich kann nichts Ungewöhnliches, nichts Besonderes konstatiren, sagte er. Der Fall kommt übrigens oft genug vor. Mit den Körpern verhält es sich wie mit den Charakteren. Da wir so viele Ehepaare sehen, die durch Unverträglichkeit der Charaktere entzweit sind, ist es nicht zu verwundern, daß es auch welche gibt, die in Folge des Mangels an physischer Uebereinstimmung unfruchtbar sind. Die Dame scheint mir gut gebaut und fruchtbar zu sein; der Herr hingegen, obschon sein Physikum nichts Anormales zeigt, scheint mir geschwächt zu sein, vielleicht gerade in Folge seiner übermäßigen Anstrengungen, Vater zu werden. Wollen Sie mir gestatten, mein Herr, daß ich Sie auskultire?“

Lesable legte beunruhigt seine Weste ab und der Doktor preßte sein Ohr an den Thorax und an den Rücken des Beamten und klopfte ihn ab vom Magen bis zum Halse und von den Lenden bis zum Nacken.

Er konstatarie eine im ersten Anfange befindliche Störung des Herzens und eine leichte Affektion der Brust.

„Sie müssen sich schonen, mein Herr; schonen und pflegen. Es ist Blutarmuth, Erschöpfung, nichts weiter. Diese Anfechtungen Ihrer Gesundheit sind jetzt unbedeutend, könnten aber leicht gefährlich werden.“

Leichenblaß vor Angst bat Lesable um ein Rezept. Man verschrieb ihm eine ziemlich komplizirte Kur: Eisen, rohes Fleisch, kräftige Bräuen, gymnastische Uebungen, Landaufenthalt. Dann ertheilte der Doktor Rathschläge für die Zeit, wenn es ihm einmal besser gehen würde. Er gab ihnen praktische Fingerzeige, die in ähnlichen Fällen schon Erfolg gehabt haben sollen.

Die ärztliche Konsultation kostete vierzig Francs.

Als sie auf der Straße angekommen waren, sagte Cora in dumpfem Tone: „Nun, da bin ich schön daran!“

Er antwortete nicht; von Angst und Zweifeln verzehrt ging er neben ihr einher, jedes Wort des Arztes sich wiederholend und erwägend. Hat er ihn nicht getäuscht? Hat er ihn nicht verloren gefunden und ihm Dies aus Schonung vorenthalten? Er dachte jetzt nicht mehr an die Erbschaft, nicht mehr an das Kind; er dachte nur an seine Gesundheit, an sein Leben.

Er glaubte ein Pfeifen in seinen Lungen zu hören, sein Herz unregelmäßig klopfen zu fühlen. Als sie durch den Tuileriengarten kamen, fühlte er plötzlich eine Schwäche ihn überkommen und er verlangte sich zu setzen. Seine Frau war erbittert und blieb vor ihm stehen, um ihn zu demüthigen, indem sie mit geringschätzigem Mitleid ihn von oben herab anschaute. Er keuchte schwer und übertrieb die Athemlosigkeit, die von seiner Aufregung herkam; die Finger der linken Hand fühlten den Puls am Knöchel der rechten Hand und so zählte er die Schläge der Pulsader.

Cora trippelte ungeduldig umher und fragte:

— Ist's endlich genug mit den Narrenspößen? Wann wirst Du fertig sein?

Er erhob sich wie ein Opfer und setzte sich wieder in Bewegung, ohne ein Wort zu sagen.

Als Cachelin das Ergebniß der ärztlichen Berathung erfuhr, kannte seine Wuth keine Grenzen mehr. „Da sitzen wir schön in der Tinte!“ schrie er. Und er schaute seinen Schwiegersohn mit wilden Augen an, als ob er ihn fressen wollte.

Lesable sah nichts und hörte nichts, er dachte nur an seine Gesundheit, an sein gefährdetes Dasein. Sie konnten schreien so viel sie wollten, Vater und Tochter; sie staken nicht in seiner Haut. Er aber wollte seine Haut behalten.

Es gab nun Medizinflaschen auf seinem Tische und er nahm bei jeder Mahlzeit bestimmte Dosen Arzneien, unbekümmert um das höhnische Lächeln seiner Frau und um das geräuschvolle Gelächter seines Schwiegervaters. Er schaute jeden Augenblick in den Spiegel, legte jede Minute die Hand ans Herz, um die Schläge desselben zu prüfen, und er ließ sich in einer dunklen Kammer, wo die Kleider der Familie aufbewahrt wurden, sein Bett aufschlagen, um nicht in fleischliche Berührung mit seiner Frau zu kommen.

Er empfand jetzt für sie ein Gefühl, das aus Haß, Furcht und Widerwillen sich zusammensetzte. Alle Frauen schienen ihm jetzt Ungeheuer, reißende Thiere, die den Beruf haben, die Männer zu tödten. An das Testament der Tante Charlotte dachte er nur so, wie man an einen glücklich überstandenen Unfall denkt, bei welchem das Leben gefährdet gewesen.

Wieder verflossen mehrere Monate; man hatte nur mehr ein Jahr vor dem verhängnißvollen Zeitpunkte.

Cachelin hatte in dem Eßzimmer einen großen Kalender aufgehängt, an welchem er jeden Morgen einen Tag auslöschte; die Erbitterung über seine Ohnmacht, die Verzweiflung darüber, daß er von Woche zu Woche dieses Vermögen immer mehr seinen Händen entchlüpfen fühlte; die Wuth darüber, daß er noch weiter im Bureau werde hocken und dann mit einer Pension von 2000 Francs sich werde zurückziehen müssen: sie trieben ihn zu heftigen Worten, die jeden Augenblick in Thätlichkeiten auszuarten drohten. Er konnte Lesable nicht mehr anschauen, ohne ein wüthendes Verlangen zu empfinden ihn zu prügeln, zu vernichten. So oft er ihn eintreten sah, war es ihm, als käme ein Dieb, der ihn eines geheiligten Gutes, einer Familien-Erbchaft beraubt hat. Er haßte ihn mehr, als man einen Todfeind haßt, und verachtete ihn zugleich wegen seiner Schwäche und seiner Feigheit, seitdem er aus Angst um seine Gesundheit darauf verzichtet hatte, an der ihnen allen gemeinsamen Hoffnung festzuhalten.

Lesable lebte in der That dermaßen gesondert von seiner Frau, als ob keinerlei Band sie vereint hätte. Er kam ihr nicht mehr in die Nähe, berührte sie nicht, mied ihren Blick, aus Scham wie aus Furcht.

Jeden Tag fragte Cachelin seine Tochter:

„Nun, hat Dein Mann sich entschlossen?“

Und sie antwortete jedesmal „Nein, Papa.“

Jeden Abend, bei Tische, gab es peinliche Scenen. Cachelin wiederholte immerfort: „Wenn ein Mann kein Mann ist, thäte er besser hin zu werden und einem Andern Platz zu machen.“

Und Cora fügte hinzu: „Es gibt in der That sehr unnütze und lästige Menschen. Ich weiß nicht, was solche Leute auf Erden suchen?“

Lesable trank seine Arzneien und schwieg.

Eines Tages schrie sein Schwiegervater ihn an: „Wenn Sie Ihr Betragen nicht ändern, jetzt, nachdem es Ihnen besser geht, dann weiß ich, was meine Tochter thun wird!“

Einen neuen Schimpf argwöhnend hob Lesable lebhaft den Kopf. Cachelin fuhr fort: „Sie wird sich einen Andern nehmen. Seien Sie froh, daß Sie es nicht schon gethan hat. Wenn man ein Hampelmännchen Ihrer Sorte zum Gatten hat, ist Alles erlaubt.“

Lesable erbleichte und sagte: „Ich werde sie nicht hindern, Ihre guten Rathschläge zu befolgen.“

Cora hatte die Blicke gesenkt und Cachelin, der fühlen mochte, daß er zu weit gegangen, blieb beschämt sitzen.

VI.

Im Ministerium schienen die beiden Männer im guten Einvernehmen zu leben. In Gegenwart der Kollegen hielten sie Frieden, um so ihren häuslichen Hader zu bemänteln. Sie nannten einander „mein lieber Cachelin“ und „mein lieber Lesable“ und lachten sogar manchmal mit einander, um so eine äußere Zufriedenheit zu heucheln.

Lesable und Maze hingegen benahmen sich gegen einander mit der kühlen Höflichkeit von Segnern, die nahe daran waren, sich zu schlagen. In Folge des vereitelten Duells, das

ihnen schon ein Frösteln verursacht hatte, gab es zwischen ihnen eine übertriebene Höflichkeit, eine kräftiger betonte Werthschätzung, vielleicht auch ein geheimes Verlangen nach Annäherung, das der unbestimmten Furcht vor einem neuerlichen Streit entsprang. Man bemerkte und billigte diese ihre Haltung als diejenige von wohlgezogenen Männern, die einen Ehrenhandel mit einander gehabt hatten.

Sie grüßten einander schon in weiter Entfernung mit ernster Miene und einem Lüften des Hutes, das einen sehr würdigen Eindruck machte.

Sie sprachen nicht mit einander, weil keiner von Beiden es über sich brachte anzufangen.

Allein eines Tages ereignete sich Folgendes. Lesable, den der Amtschef augenblicklich zu sprechen verlangte, begann zu laufen, um seinen Eifer zu zeigen, und rannte an einer Biegung des Korridors einen Beamten an, der aus der entgegengesetzten Richtung kam. Es war Maze. Beide wichen zurück und Lesable fragte höflich und verlegen: „Ich habe Ihnen doch nicht weh gethan, mein Herr?“

Der Andere erwiderte: „Ganz und gar nicht, mein Herr.“

Seit jener Zeit fanden sie es schicklich, wenn sie einander begegneten, einige Worte zu wechseln. Dann begannen sie allmählig in der Höflichkeit zu wetteifern; sie bewiesen sich gegenseitig Aufmerksamkeiten, aus welchen bald eine gewisse Vertraulichkeit erwuchs und hernach eine gewisse zurückhaltende Innigkeit, eine Intimität zwischen zwei Leuten, die einander verkannt haben und noch zögern, sich vollends einander zu nähern. Die gegenseitigen Höflichkeits-Bezeugungen und die Besuche von Amtszimmer zu Amtszimmer hatten allmählig eine gewisse Kameradschaft zwischen ihnen erzeugt.

Sie plauderten jetzt mit einander, wenn sie sich in dem Bureau des Registrators zusammenfanden, um die Neuigkeiten des Tages zu erfahren. Lesable trug nicht mehr jene Zuversicht eines Beamten zur Schau, der sicher ist, an sein Ziel zu gelangen, Maze streifte die Haltung des Weltmannes ab; Cachelin mengte sich in ihr Gespräch und schien mit Interesse ihre wachsende Freundschaft zu sehen. Manchmal, wenn der schöne Beamte in strammer Haltung das Bureau verließ, brummte er mit einem Seitenblick auf seinen Schwiegersohn: „Das ist doch wenigstens ein hübscher Junge!“

Eines Morgens, als alle Vier wieder da waren, geschah es, daß unter dem Vater Savon der Sessel, dessen Beine man durchgefäht hatte, zusammenbrach, und der Expeditor mit einem Schreckensschrei zu Boden fiel.

Die drei Anderen eilten hinzu. Der Registrator schrieb diesen Schelmenstreich den Communards zu und Maze wollte durchaus den beschädigten Theil sehen. Cachelin und er machten Miene, den armen Alten zu entkleiden, um ihm einen Verband anzulegen. Allein, Savon widersetzte sich wüthend und schrie, ihm sei nichts geschehen.

Als die große Heiterkeit sich einigermaßen gelegt hatte, rief Cachelin: „Herr Maze! da wir jetzt mit einander so freundschaftlich sind, sollten Sie am Sonntag bei uns zu Mittag essen. Dies würde uns ein Vergnügen machen, meinen Schwiegersohn, mir und meiner Tochter, die Sie schon sehr gut kennt, weil bei uns viel vom Bureau gesprochen wird. Ist's abgemacht?“

Lesable fügte, wenn auch etwas kühler, seine Bitten denjenigen seines Schwiegervaters hinzu. „Kommen Sie, es wird uns ein Vergnügen sein.“

Maze war verlegen und zögerte. Er erinnerte sich all' der umlaufenden Gerüchte und lächelte still.

Doch Cachelin drängte um eine Antwort.

„Ist's abgemacht?“ fragte er wiederholt.

„Nun ja, ich nehme die Einladung an.“

Als Cachelin nach Hause kam und seiner Tochter sagte: „Du weißt noch nicht, daß Herr Maze am Sonntag bei uns speisen wird?“ — war Cora sehr überrascht. „Schau, Schau! Herr Maze?“ entgegnete sie.

Und sie erröthete bis zu den Haarwurzeln, ohne sich erklären zu können weshalb. Sie hatte so oft von ihm reden gehört, von seinen Manieren und seinen Erfolgen; denn er galt im Ministerium für sehr unternehmend bei den Frauen. Sie war längst neugierig, ihn kennen zu lernen.

Cachelin rieb sich die Hände und fuhr fort: „Du wirst sehen, es ist ein hübscher Junge; er gleicht nicht Deinem Manne.“

Sie schwieg verlegen, als ob man errathen hätte können, daß sie an ihn gedacht habe.

Man bereitete das Diner mit großer Sorgfalt vor, ganz so, wie einst für Lesable. Cachelin besprach die einzelnen Schüsseln; er wollte, daß Alles fein sei und er schien ganz heiter, als ob irgend eine unbestimmte Hoffnung in ihm aufkeimen würde.

Am Sonntag überwachte er den ganzen Tag in großer Aufregung die Vorbereitungen zu dem Diner, während Lesable sich mit Eifer dem Studium einer Angelegenheit widmete, die er sich am vorhergehenden Tage aus dem Bureau mit nach Hause genommen hatte. Man war im November, Neujahr nahte, es galt fleißig zu sein.

Um sieben Uhr kam Herr Maze sehr gut gelaunt. Er trat ein, als ob er zuhause wäre und überreichte Cora einen großen Rosenstrauß. In dem leichten Tone des Weltmannes fügte er hinzu: „Mir scheint, Madame, daß ich Sie schon ein wenig kenne, denn Ihr Herr Papa erzählt mir ja schon seit Jahren von Ihnen.“

Als Cachelin die Blumen sah, rief er aus:

— Das nenne ich vornehm!

Seine Tochter aber erinnerte sich, daß Lesable ohne Blumen erschienen war, als er zum ersten Male eingeladen worden. Der schöne Beamte schien entzückt, er lachte gemüthlich, wie Einer, der zum ersten Male zu alten Freunden kommt und sagte Cora diskrete Galanterieen, die ihr das Blut in die Wangen trieben.

Er fand sie sehr begehrenswerth; sie fand ihn sehr verführerisch. Als er fort war, rief Cachelin: „Ein verflitzter Junge! Es scheint, daß er alle Weiber bezaubert.“

Cora war weniger überschwänglich, doch gestand sie, daß sie ihn liebenswürdig finde und weniger geckenhaft, als sie geglaubt hätte.

Lesable, weniger matt und traurig als sonst, gab zu, daß er Herrn Maze in der ersten Zeit verkannt habe.

Maze setzte seine Besuche fort; anfänglich kam er selten, später kam er häufiger. Er gefiel Allen. Man zog ihn heran, man hegte und hätschelte ihn. Cora bereitete ihm seine Lieblings-

Gerichte; die Vertraulichkeit unter den drei Männern war bald eine so große, daß sie einander kaum mehr verließen. Der neue Hausfreund führte die Familie zuweilen ins Theater, in Freilogen, die er sich bei den Zeitungen zu verschaffen wußte. Nach der Vorstellung kehrte man zu Fuße heim, durch die starkbevölkerten Straßen. Maze und Cora gingen voraus, mit gleichmäßigen Schritten, Hüfte an Hüfte, wie zwei Wesen, die dazu geschaffen sind, Seite an Seite durch das Leben zu wandeln. Sie sprachen halblaut, denn sie verstanden einander sehr gut, und ließen von Zeit zu Zeit ein halb unterdrücktes Lachen vernehmen. Von Zeit zu Zeit wandte die junge Frau sich um, um einen Blick auf ihren Gatten zu werfen.

Cachelins Blicke ruhten wohlwollend auf ihnen und oft erklärte er, vergessend, daß er zu seinem Schwiegersohne spräche: „Beide sind sehr gut gewachsen; es ist eine Freude, sie beisammen zu sehen.“ Lesable erwiderte dann ruhig: „Sie haben fast denselben Wuchs. Und weil er zu seiner Freude fühlte, daß sein Herz weniger heftig pochte, selbst wenn er rascher ging, und daß er überhaupt frischer und munterer sei, ließ er allmählig seinen Groll gegen seinen Schwiegervater zerflattern, dessen boshafte Anspielungen übrigens in der letzten Zeit aufgehört hatten.“

Zu Neujahr ward Lesable zum ersten Beamten ernannt. Er empfand darob eine so große Freude, daß er, heimgekehrt, seine Frau küßte, — zum ersten Male seit sechs Monaten. Sie war darob ganz verblüfft und verlegen, als ob er etwas Unschickliches gethan hätte. Und sie schaute Maze an, der gekommen war, um ihr aus Anlaß des Jahreswechsels seine Glückwünsche darzubringen. Auch er ward verlegen und wandte sich zum Fenster, um nicht zu sehen.

Doch Cachelin ward bald wieder reizbar und boshaft und begann seinen Schwiegersohn mit seinen Späßen zu necken. Manchmal griff er auch Maze an, als ob er auch diesem wegen des Unglücks zürnte, das ihnen drohte und dessen unvermeidlicher Eintritt mit jeder Minute näher rückte.

Nur Cora schien ganz ruhig, ganz glücklich und strahlend. Sie schien den drohenden und so nahen Zeitpunkt vergessen zu haben.

Man war im März. Alle Hoffnung schien verloren, denn am 20. Juli sollten es drei Jahre werden, daß Tante Charlotte gestorben.

Das Frühjahr hatte sich sehr zeitlich eingestellt und ließ Alles grünen und sprießen. Maze schlug seinen Freunden einen Sonntags-Spaziergang am Ufer der Seine vor, wo man Beilchen in den Gebüschen pflücken wollte.

Sie fuhren mit einem Frühzuge ab und stiegen in Maisons-Laffitte aus. Ein letztes Winterfrösteln fuhr durch die kahlen Zweige, aber in dem grünen Rasen gab es schon weiße und gelbe Feldblümchen, und die Obstbäume an den Berghängen, mit ihren dünnen, knospenbedeckten Zweigen waren wie mit Rosenguirlanden behangen.

Schwer und träge, gelb und schmutzig in Folge der letzten Regengüsse floß die Seine zwischen ihnen, durch die Winterfröste arg zerrissenen Ufern dahin. Die ganze Landschaft troff von Wasser und hauchte unter der Wärme der Frühlingssonne eine milde Feuchtigkeit aus.

Sie zerstreuten sich im Parke. Cachelin hieb verdrossen mit seinem Stocke auf die Erdschollen ein; er war heute mürrischer als gewöhnlich, denn er dachte heute verbitterter als sonst an ihr Unglück, das in Bälde unabwendbar werden sollte. Auch Lesable war übel gelaunt; er fürchtete, daß er sich in dem feuchten Grase die Füße naß machen könnte, während seine Frau und Maze Blumen zu einem Strauße suchten.

Cora schien seit einigen Tagen bleich und leidend. Sie war bald müde und wollte zurückkehren, um zu frühstücken. Sie suchten eine kleine Kneipe auf, die an eine alte, haufällige Mühle angebaut war; und unter der kleinen Laube, angelehnt an den Fluß, ward nun das traditionelle Frühstück der Pariser Ausflügler eingenommen: gebackene Fische und Rindfleisch mit Kartoffeln. Als der grüne Feldsalat herangereicht wurde, erhob sich Cora plötzlich und begann nach dem Stromufer zu laufen, wobei sie die Serviette vor den Mund hielt.

Lesable fragte unruhig: „Was ist ihr denn?“

Maze erröthete und stammelte verlegen: „Ich weiß nicht . . . Sie befand sich soeben noch ganz gut . . .“ Cachelin aber saß betroffen da, mit der Gabel in der Luft und einem Stück Salat daran.

Er erhob sich, um sich nach seiner Tochter umzuschauen. Ueber die Terrassenbrüstung sich neigend, erblickte er sie, mit dem Kopf an einen Baum gelehnt; es war ihr augenscheinlich übel. Unter der Wucht einer plötzlichen Vermuthung sank er auf seinen Sessel zurück, indem er die beiden Männer verstört anblickte, die jetzt beide verlegen waren. Angst und Hoffnung tobten in Cachelins Brust und er vermochte kein Wort hervorzubringen.

Eine Viertelstunde verfloß in tiefer Stille. Endlich erschien Cora wieder; sie war ein wenig blaß und ging nur mühsam. Niemand befragte sie in bestimmter Weise. Jeder schien ein glückliches, schwer zu bezeichnendes Ereigniß zu vermuthen und Jeder brannte vor Begierde, Bestimmtes darüber zu erfahren. Blos Cachelin fragte: „Geht's besser?“ Darauf erwiderte sie: „Ja, ich danke; es war nichts. Aber wir wollen bald nach Hause. Ich habe ein wenig Migraine.“

Auf der Heimkehr nahm sie den Arm ihres Gatten, wie um eine geheimnißvolle Sache anzudeuten, die sie noch nicht zu gestehen wagte.

Auf dem Bahnhofe Saint-Lazare in Paris nahm Maze Abschied von den Uebrigen. Er schützte irgend ein Geschäft vor, reichte Allen die Hand und ging.

Als Cachelin mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohn allein war, fragte er: „Was war Dir denn beim Frühstück, Cora?“

Doch Cora erwiderte nicht sogleich. Nach einigem Zögern antwortete sie: „Nichts; eine kleine Uebelkeit.“

Sie ging müden Schrittes, ein Lächeln auf den Lippen. Lesable fühlte sich unbehaglich und verlegen, verworrene und widersprechende Ideen quälten ihn; erfüllt von Gier nach dem Brunkte, von unterdrücktem Zorne, von einer Schande, die er nicht eingestehen konnte, von feiger Eifersucht, that er wie die Schläfer, die am Morgen die Augen fest schließen, um die Sonne nicht zu sehen, die das Gemach mit ihrem Lichte erfüllt.

Zu Hause angekommen, erklärte er, daß er zu arbeiten habe und schloß sich in seinem Zimmer ein.

Jetzt war Cachelin mit seiner Tochter allein. Er legte seine beiden Hände auf ihre Schultern und fragte sie: „Du bist schwanger, wie?“

Sie erwiderte stotternd: „Ja, ich glaube . . . seit zwei Monaten.“

Cachelin machte einen Luftsprung, dann begann er um seine Tochter herum einen echten, rechten Soldaten-Cancan zu tanzen, mit einer solchen Hefigkeit, daß alle Möbel in dem Gemach erzitterten und die Lampe ins Schwanken gerieth. Dann nahm er seine Tochter in seine Arme und küßte sie ab, wie ein Rasender. Endlich klopfte er ihr sachte an den Bauch und rief: „Ha! endlich ist's da! Hast Du es Deinem Manne schon gesagt?“

Sie murmelte verlegen: „Nein . . . noch nicht . . . ich wartete.“

Da rief Cachelin: „Gut . . . gut . . . Du schämst Dich ein wenig. Wart', ich will es ihm sagen!“

Und er stürzte in die Wohnung seines Schwiegersohnes. Lesable, der müßig saß, richtete sich auf, als Cachelin eintrat. Dieser ließ ihm keine Zeit, ein Wort hervorzubringen. „Wissen Sie, daß Ihre Frau guter Hoffnung ist?“ rief er.

Der Gatte war völlig betroffen und erröthete tief. Allen Halt verlierend, stammelte er: „Wie? was sagen Sie? Cora?“

„Ich sage, daß sie guter Hoffnung ist. Ist Das ein Glück, wie?“

Und in seiner Freude ergriff er die Hände seines Schwiegersohnes und drückte sie, wie um ihn zu beglückwünschen, wie um ihm zu danken. Er rief ein um das andere Mal: „Endlich haben wir's! Denken Sie nur: das Vermögen ist unser!“

Er konnte nicht länger an sich halten und schloß Lesable in seine Arme. „Eine Million! rief er; mehr als eine Million! Bedenken Sie!“ Er hüpfte einige Male im Zimmer herum; dann rief er: „Aber kommen Sie doch und küssen Sie sie; sie erwartet Sie!“ Er faßte ihn um den Leib, schob ihn vor sich her, bis zu dem Eßzimmer, wo Cora ängstlich stand und lauschte und wartete.

Als sie ihren Gatten erblickte, wich sie zurück. Er stand bleich, von inneren Kämpfen gequält, vor ihr. Endlich sagte er: „Es scheint, daß Du guter Hoffnung bist?“

Mit stockender Stimme erwiderte sie: „Es sieht so aus.“

Doch Cachelin faßte sie beide am Halse und schob sie zu einander, Nase an Nase, wobei er rief: „So küßt Euch doch, Teufelskinder! Es lohnt wohl die Mühe!“

Und als er sie wieder losgelassen hatte, schrie er in unbändiger Freude aus: „Die Partie ist gewonnen! Leopold, wir werden sogleich ein Landgut kaufen; dort werden Sie wenigstens Ihre Gesundheit pflegen können.“

Bei diesem Gedanken bebte Lesable zusammen. Sein Schwiegervater aber fuhr fort:

„Wir werden Herrn Torchebeuf mit seiner Frau einladen und da der Sous-Chef jetzt seinem Ende zuwanzt, werden Sie seine Stelle bekommen. Das nenne ich seinen Weg machen!“

(Schluß folgt.)

konkret an



Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. = 90 Pf.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
 sind nachstehende Romane erschienen
 und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Descaves, Lucien. Unteroffiziere („Sous-Offs“).
1 fl. 80 kr. = 3 Mark.

Garborg, Arne. Aus der Männerwelt.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Krohg, Chr. Albertine.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Maupassant, Guy de. Mont-Oriol.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Johar.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Die erste Geliebte.	60 fr. = 1 Mark.
Mendès, Catulle. Der nackte Mann.	60 fr. = 1 Mark.
Strindberg, August. Das rothe Zimmer.	2 fl. 40 = 4 Mark.
Strindberg August. Die Verheiratheten.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Mutter Erde. 2 Bände.	3 fl. 60 = 6 Mark.
Zola, Emile. Nana. 2 Bände.	1 fl. 80 = 3 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Der häusliche Herd. 2 Bände.	3 fl. — = 5 Mark.
Dasselbe. Illustrierte Ausgabe.	4 fl. 50 = 7 M. 50.
Zola, Emile. Paradies der Damen.	1 fl. 80 = 3 Mark.
Zola, Emile. Das Geständniß eines Jünglings.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Therese Raquin.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Die Sünde des Priesters.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Wunsch einer Verstorbenen.	1 fl. 20 = 2 Mark.
Zola, Emile. Der Todtschläger.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Renata oder die Jagd nach dem Glücke.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Lebensfreude.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Madeleine Férat.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Ge. Exc. Eugen Rougon.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Eroberung von Plassans.	1 fl. 50 = 2 M. 50.
Zola, Emile. Die Geheimnisse von Marseille.	2 fl. 40 = 4 Mark.
Zola, Emile. Die Bestie im Menschen. 3 fl. = 5 Mark.	

Die ersten vier complete Jahrgänge des „Caviar“,
 1886, 1887, 1888, 1889 sind noch zum Preise von je 8 fl. ü. W.
 = 14 Mark, — hochelegant gebunden je 9 fl. 50 kr. ü. W.
 = 16 Mark 50 Pf. zu beziehen.